

Konflikte im institutionellen Kontext

Das Alter als Druckmittel der Wissenschaft?

Aus dem Briefwechsel Theodor Mommsens mit Josef Karabacek

CLAUDIA KREUZSALER · ANGELIKA ZDIARSKY

Wie nämlich nicht jeder Wein,
so wird nicht jeder durch hohes Alter sauer.

Cicero, Cato maior de senectute, XVIII 65

»[...] es ist zwar egoistisch, aber doch begreiflich, daß die Publication post obitum mir unerwünscht ist.«¹ Diese Zeilen schrieb der deutsche Ausnahmegelehrte Theodor Mommsen (1817–1903) (Abb. 1) im Jahr 1889 – einen Tag vor seinem 72. Geburtstag – an Josef Karabacek (1845–1918) (Abb. 2), den Direktor der Papyrussammlung Erzherzog Rainer in Wien. Mommsen, der spätere Nobelpreisträger für Literatur, war damals schon der bedeutendste Althistoriker seiner Zeit und weit über seine Fachgrenzen hinaus angesehen, die Disziplin der Papyrologie hingegen gerade im Begriff sich zu konsolidieren. Die große Masse an Papyrusdokumenten aus Ägypten war nämlich erst rund zehn Jahre vor den drängenden Zeilen Mommsens entdeckt worden. Sein Interesse war durch die Veröffentlichung erster Dokumente aus der frühen römischen Kaiserzeit geweckt worden,² vermutete er doch zu Recht eine schier unerschöpfliche Informationsfülle, die in den Papyri nur auf ihre Auswertung wartete. Der erfahrene Forscher erkannte das Potential der neuen Quellen und förderte die Etablierung der gerade aus der Wiege gehobenen Wissenschaft, nicht zuletzt indem er seinen Schüler Ulrich Wilcken (1862–1944) für die Papyri begeisterte und die Publikation in Sammelwerken analog zu den großen Inschriftencorpora urgierete.³ Die zukünftige Bedeutung der Papyri für die Altertumswissenschaften voraussehend habe Mommsen gesagt, »das zwanzigste Jahrhundert werde das der Papyrologie sein, wie das vergangene das der Epigraphik war.«⁴

Doch wie begegnete der alternde Wissenschaftler seiner persönlichen Krise, dass eine unüberschaubare Anzahl an unbearbeiteten Quellen wohl nicht mehr zu seinen Lebzeiten ausgewertet werden kann? In der Korrespondenz mit Josef Karabacek ist Mommsens Strategie klar: Beharrlich nutzt er sein fortgeschrittenes Alter als Druckmittel, um zur Eile bei der wissenschaftlichen Aufarbeitung der ihn interessierenden Quellen zu mahnen. Doch nicht nur Mommsens Dilemma tritt in diesem Briefwechsel deutlich hervor; vielmehr offenbart er auch,

dass die Masse an Urkunden, ihre Sichtung, Inventarisierung und Bearbeitung, aber vor allem die äußeren Erwartungshaltungen Karabacek und sein Team an ihre Grenzen brachten, war man doch in dieser frühen Phase der Papyrussammlung noch primär mit der Selbstorganisation beschäftigt.

DIE PAPYRUSSAMMLUNG ERZHERZOG RAINER

Die Anfänge der Wiener Papyrologie sind eng mit der Geschichte der Papyrussammlung Erzherzog Rainer verbunden, die 1883 als Privatsammlung des Habsburgers gegründet wurde.⁵ Der Teppich- und Antiquitätenhändler Theodor Graf (1840–1903) hatte, angespornt durch den Universitätsprofessor Josef Karabacek, etwa 10.000 Papyrusdokumente aus den ersten großen Funden zusammengetragen.⁶ Erzherzog Rainer (1827–1913) wollte diese als Sammlung im Inland halten und kaufte sie geschlossen um 25.000 Gulden an.⁷ Auch in den darauffolgenden Jahren tätigte er noch weitere umfangreiche Ankäufe, sodass die heutigen mehr als 180.000 Objekte umfassenden Bestände der Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek im Wesentlichen auf diese Erwerbungen zurückzuführen sind.

Die Gründung einer Sammlung von solcher Größe stieß in den Fachkreisen natürlich auf reges Interesse. Im April 1885 stattete auch Theodor Mommsen der Papyrussammlung im Österreichischen Museum einen Besuch ab, worüber sich der Erzherzog in einem Schreiben zufrieden äußerte:

Ihr Bericht über den Besuch des Professors Mommsen hat mich sehr interessiert, und gefreut. Daß von dieser Seite der Werth der Papyrus Sammlung in quantitativer und besonders qualitativer Hinsicht anerkannt wird, besonders aber, daß die Bearbeitung, das Lesen derselben so weit vorgeschritten ist, ist sehr erfreulich. Diese Herren werden sich überzeugen, daß man in Österreich in wissenschaftlicher Beziehung auch etwas leisten kann, und daß die Art der Publikation, dem Werthe des Inhalts entsprechen werde.⁸

Für die angesprochene Veröffentlichung der Papyri hatte Karabacek zu dieser Zeit bereits klare und durchaus ambitionierte Pläne: Künftig sollte die Sammlung über zwei Publikationsorgane verfügen, die Reihe »Corpus Papyrorum Raineri Archiducis Austriae« und die in mehreren Heften erscheinenden Jahr-

gangsbände »Mittheilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer«. Die »Corpus«-Bände sollten vollständige und kommentierte Editionen der Urkunden vorlegen, während die »Mittheilungen« für inhaltliche Studien und Berichte aus der Sammlung gedacht waren und auch Informationen für ein breiter gefächertes, interdisziplinäres Publikum liefern sollten.⁹ Den Auftakt machte als erste eigenständige Publikation der Sammlung ein Doppelheft der »Mittheilungen«, das pünktlich zum 7. Internationalen Orientalistenkongress am 27. September 1886 in Wien erschien.¹⁰



Abb. 1: Theodor Mommsen, Porträt von Franz von Lenbach aus dem Jahr 1897. Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: PORT_00107004_01.



Abb. 2: Josef Karabacek, Foto von Ferdinand Schmutzer aus dem Jahr 1915. Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: LSCH 1396-C.

»HOCHACHTUNGSVOLL ERGEBENST« – DER FREUNDLICHE AUSTAUSCH ZWISCHEN KARABACEK UND MOMMSEN

Ein Exemplar dieses Heftes sandte Josef Karabacek auch an Mommsen, der mit einem höflichen Dankeschreiben antwortete, jedoch nicht ohne gleichzeitig die

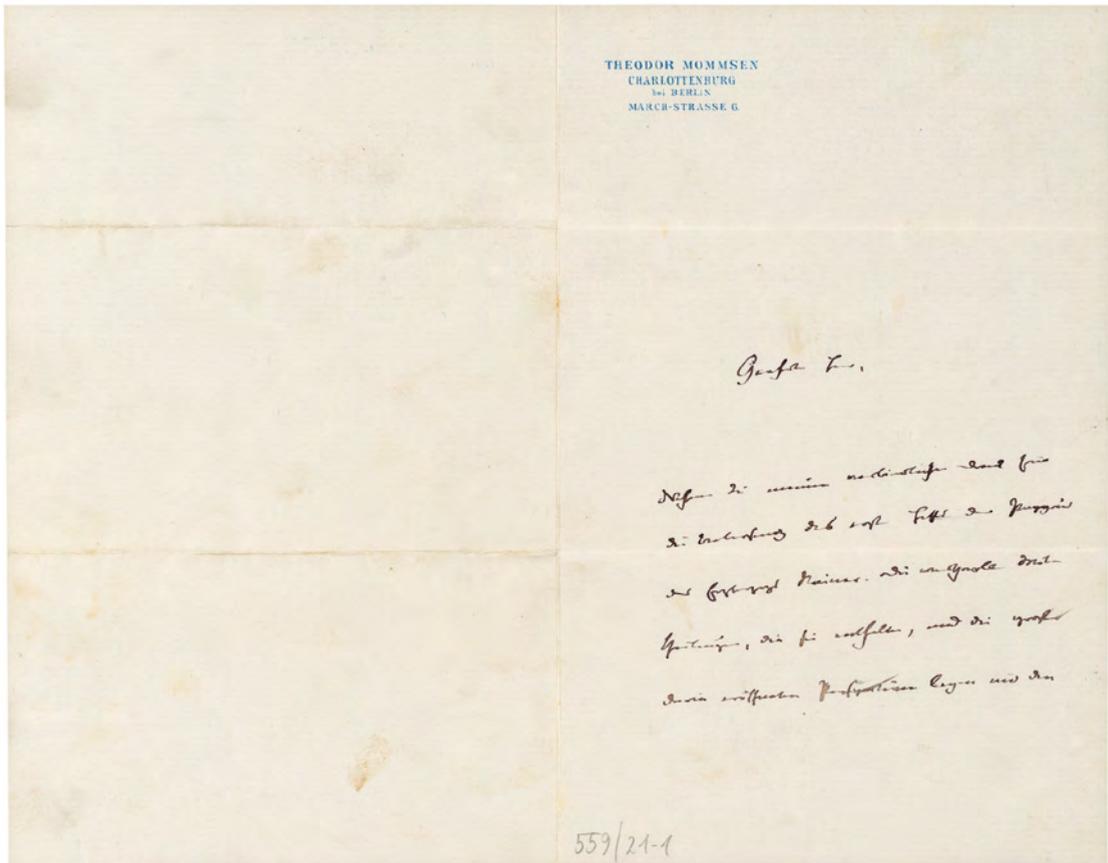
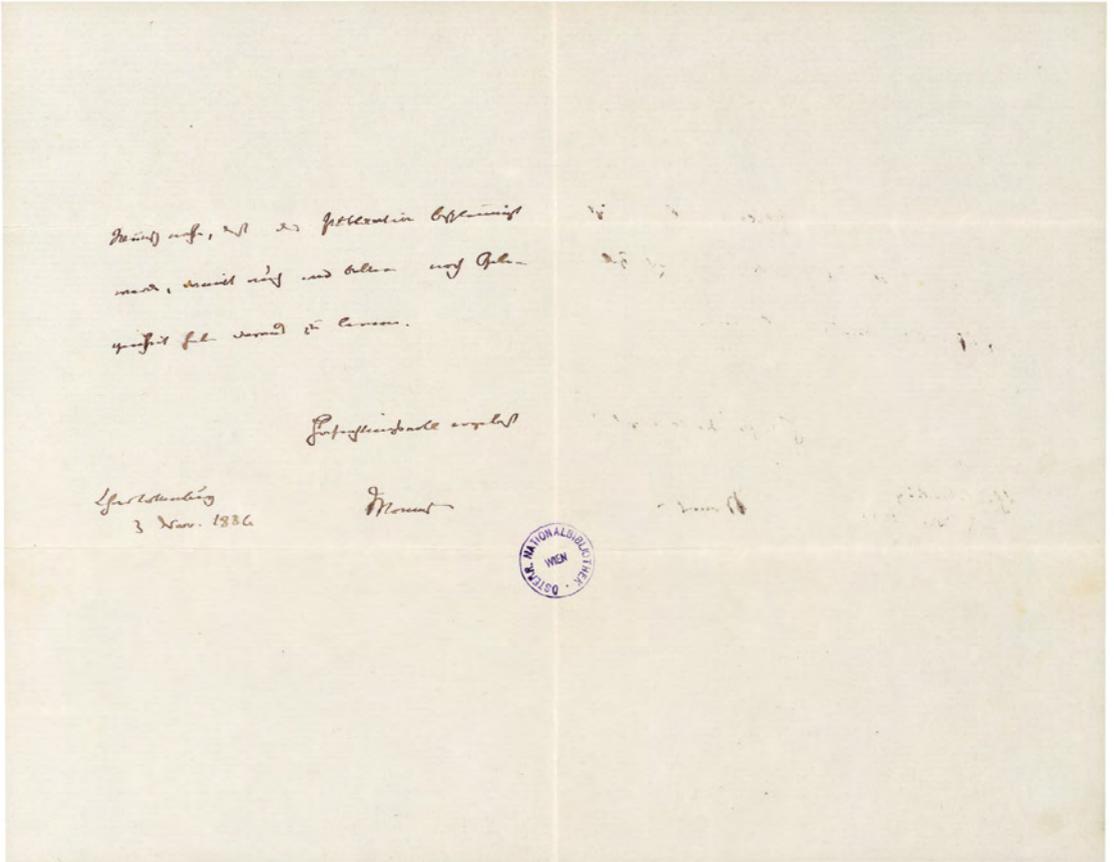


Abb. 3-4: Brief von Theodor Mommsen an Josef Karabacek vom 3. November 1886.
HAD, Sign.: Autogr. 559/21-I.

rasche Veröffentlichung der Urkunden mit dem Hinweis auf sein fortgeschrittenes Alter einzumahnen (Abb. 3-4):

Geehrter Herr,
Nehmen Sie meinen verbindlichen Dank für die Übersendung des ersten Heftes der Papyrus des Erzherzogs Rainer. Die werthvollen Mittheilungen, die sie enthalten, und die großen darin eröffneten Perspectives legen mir den Wunsch nahe, daß die Publication beschleunigt werde, damit auch wir Alten noch Gelegenheit haben daraus zu lernen.
Hochachtungsvoll ergebenst
TMommsen^{II}



Nur wenige Monate später, am 11. Jänner 1887, erschien das zweite und abschließende Doppelheft des ersten Bandes. Karabacek, erfreut von der positiven Resonanz, ließ Mommsen auch dieses zukommen: »Bei der freundlichen Aufnahme, welche dem ersten Doppelheft von Ihrer Seite zu Theil wurde, darf ich wohl auch einen gleich günstigen Empfang für diese zweite Sendung erhoffen.«¹²

Falls Karabacek überschwängliche Dankesworte erwartet hatte, wird ihn das tatsächliche Schreiben überrascht haben (Abb. 5–6). Denn diesmal formuliert Mommsen seine Wünsche deutlicher:

Abermals habe ich Ihnen für die Fortsetzung der glänzenden Papyrus-Publikation zu danken. Darf ich aber damit eine Bitte verbinden? Die

THEODOR MOMMSEN
CHARLOTTENBURG
bei BERLIN
MARCH-STRASSE 6.



Hochachtungsvoll Herr,

Abemals habe ich Ihnen für die Fortsetzung
der glänzenden Papyrus-Publication zu danken.
Darf ich aber damit eine Bitte verbinden? Die
Sammlung hat so viele Documente aus dem
Ende des ersten und dem zweiten Jahrh., die für
meine Studien vom höchsten Interesse sein würden,

559/21-2

und noch haben Ihre Hefte denn nicht geblieben.
Ich gebe zu, daß der einigermassen spärlich ist
und daß andere Partien der gleiche Rest auf
Beachtung haben; aber ich bin ein alter Mann
und einem solchen wird das Warten recht schwer.
Eine rasche Publication der Capitalstücke der
Sammlung sind Sie vom schuldig - noblessen
olligt - und Sie müssen den römischen Forderung
ihren die Danksagung zu Gute halten.

Hochachtungsvoll ergebens

Mommsen.

Ca. $\frac{18}{4}$ 87

Abb. 5-6: Brief von Theodor Mommsen an Josef Karabacek vom 18. April 1887.
HAD, Sign.: Autogr. 559/21-2.

Sammlung hat so viele Documente aus dem Ende des ersten und des zweiten Jahrh[underts], die für meine Studien von höchstem Interesse sein würden, und noch haben Ihre Hefte davon nichts gebracht. Ich gebe zu, daß das einigermäßen egoistisch ist und daß andere Partien das gleiche Recht auf Berücksichtigung haben; aber ich bin ein alter Herr und einem solchen wird das Warten recht schwer. Eine rasche Publication der Capitalstücke der Sammlung sind Sie uns schuldig – noblesse oblige [...].¹³

Mit Nachdruck drängt Mommsen erneut zur Veröffentlichung, diesmal speziell jener Papyri aus der frühen römischen Kaiserzeit, die für seine eigenen Forschungen die größte Relevanz hatten. Abermals bekräftigt er sein Anliegen, indem er sein fortgeschrittenes Alter ins Treffen führt. Dabei konnte zu jener Zeit von einer zögerlichen Publikationspraxis keine Rede sein, im Gegenteil war die Sammlung höchst aktiv.

Bereits am 15. Oktober 1887 erschien ein weiterer Sammelband der »Mittheilungen«, der insgesamt acht Hefte und damit den zweiten und dritten Jahrgang vollständig umfasste. Auch diese Publikation sandte Karabacek »mit der Bitte um freundliche Aufnahme« an den berühmten Professor, wobei er dessen Kritik nun entkräftet glaubte:

Aus dem Inhalte werden Sie entnehmen, dass Ihr im letzten an mich gerichteten Schreiben ausgesprochener Wunsch nach Möglichkeit schon jetzt erfüllt wurde. Ich darf wohl versichern, dass, was die Publikation unsrer griech[ischen] Papyrus überhaupt u. die aus röm[ischer] Kaiserzeit insbesondere betrifft, Dr. Wessely keinerlei Schranken auferlegt sind, sowie, dass er die Vorbereitung zur Herausgabe derselben in unserem Corpus Papyrorum Raineri emsig betreibt. Unsere »Mittheilungen« sollen ja nur den augenblicklichen Bedürfnissen genügen.¹⁴

»WER UNS RÄTHSEL AUFGIEBT, SOLL SIE WENIGSTENS VOLLSTÄNDIG GEBEN« – DER TON WIRD RAUER

Doch Karabaceks Hoffnung, den Forderungen Mommsens entgegengekommen zu sein, erfüllte sich nicht. Vielmehr enthält das Dankeschreiben Mommsens diesmal nicht nur eine augenzwinkernde Mahnung, sondern eine harsche Kritik

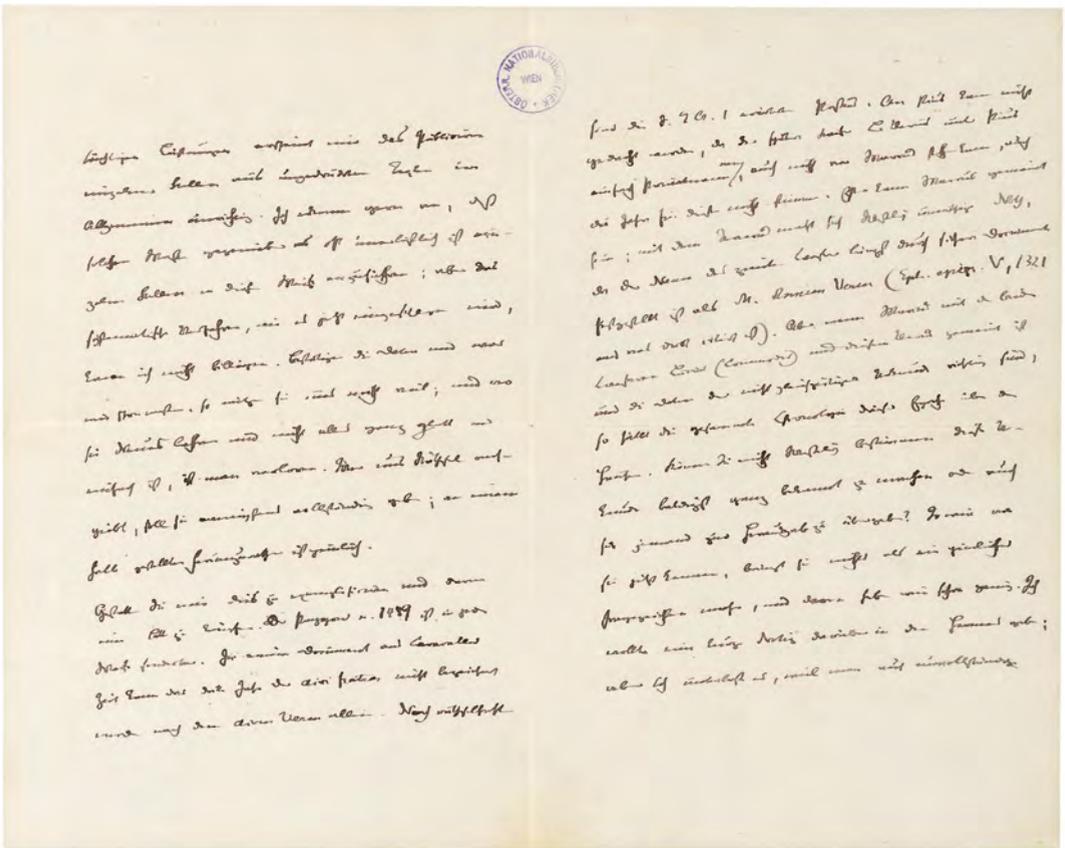


Abb. 7: Brief von Theodor Mommsen an Josef Karabacek vom 12. Dezember 1887, Seite 2 und 3. HAD, Sign.: Autogr. 559/21-3.

auf vier Seiten (Abb. 7). Im Zentrum des Tadels stand der Bearbeiter der griechischen Urkunden, nämlich Karl Wessely (1860–1931). Dieser zitierte selbst in seinem Beitrag zu Datierungsformeln zahlreiche Textausschnitte aus noch unveröffentlichten Urkunden – ein Vorgehen, das Mommsen ganz grundsätzlich missfiel:

Bei aller Anerkennung seiner tüchtigen Leistungen erscheint mir das Publiciren einzelner Stellen aus ungedruckten Texten im Allgemeinen unrichtig. Ich erkenne gerne an, dass solchen Massen gegenüber es oft unerlässlich ist einzelne Stellen in dieser Weise anzuführen; aber das systematische Verfahren, wie es jetzt eingeschlagen wird, kann ich nicht billigen. Bestätigen die Daten nur was wir schon wissen, so nützen sie uns nicht viel; und wo sie Neues lehren und nicht alles ganz glatt und einfach ist, ist man verloren. Wer uns Räthsel aufgibt, soll sie wenigstens vollständig geben; an einem halb gestellten herumzurathen ist peinlich.¹⁵

Sodann entzündet sich Mommsens Ärger an einem für ihn unlösbaren Datierungsproblem in einer Urkunde, von der Wessely nur zwei kleine Textauschnitte bekannt machte (Abb. 8).¹⁶ Mommsen vermutet, dass der vollständige Text des Papyrus Klärung bringen könnte, und fordert von Karabacek: »Können Sie nicht Wessely bestimmen[,] diese Urkunde baldigst ganz bekannt zu machen oder auch sie jemand zur Herausgabe zu übergeben? So wie wir sie jetzt kennen, bringt sie nichts als ein peinliches Fragezeichen mehr, und davon haben wir schon genug.«¹⁷

Vordergründig ist Mommsens Kritik eine rein methodische, doch liegt ihr eben jenes Dilemma zugrunde, das sich als roter Faden durch seine Briefe zieht: Die ungestillte Neugierde auf das entdeckte, aber noch unveröffentlichte Quellenmaterial, das ihm auch angesichts der auszugsweisen Publikation weiterhin verschlossen bleibt. Nur die umfassende Herausgabe der Texte könnte Abhilfe schaffen, doch für Mommsen drängt die Zeit.¹⁸ Eine Antwort aus Wien auf die so vehement vorgebrachten Vorwürfe hat sich nicht erhalten, vermutlich hat es diese auch nie gegeben.

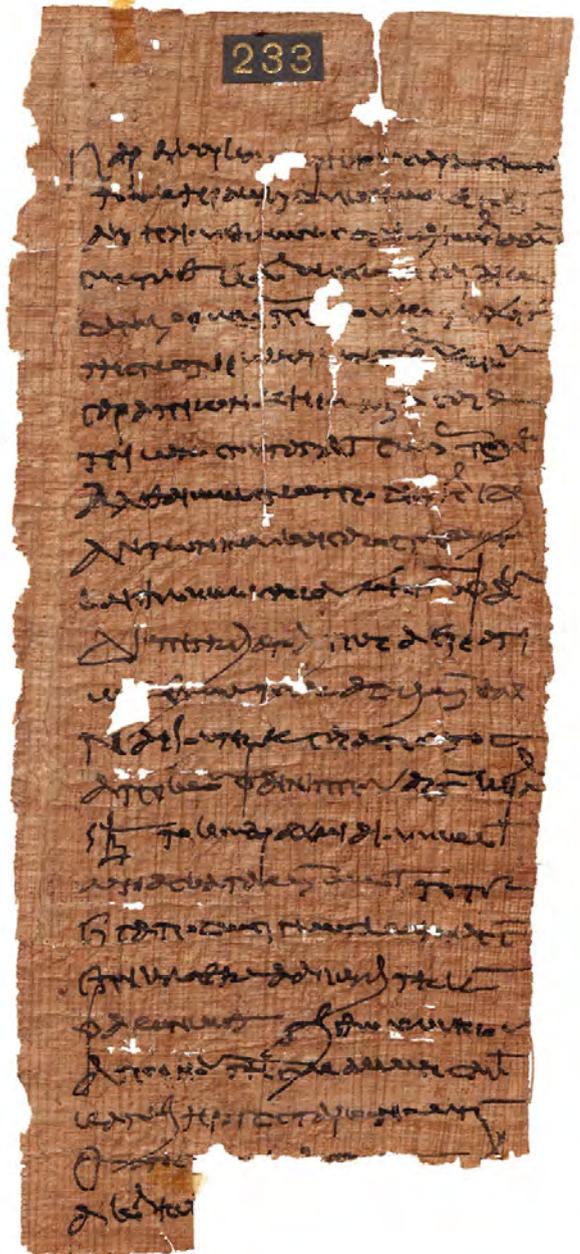


Abb. 8: An der Datierung dieses Papyrus entbrannte die hier ausgeführte Diskussion zwischen Theodor Mommsen und Josef Karabacek. Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: P.Vindob. G 2019; SB XVIII 13858.

»ICH DARF WOHL DEM GEGENÜBER MIT EINEM OFFENEN
WORTE KOMMEN« – DIE WIENER REPLIK

Der am 1. Mai 1888 erschienene vierte Band der »Mittheilungen« dürfte Mommsen erstmalig nicht druckfrisch als Geschenk übersandt worden sein. Nicht nur, dass im Briefwechsel diesbezügliche Begleit- und Dankeschreiben fehlen, auch reagiert Karabacek auf eine Anfrage Mommsens im November 1889 nur oberflächlich höflich:

Zu meinem großen Bedauern entnehme ich Ihren Zeilen, dass Sie bisher nur in den Besitz von Bd. 1–3 dieser Mittheilungen gelangt sind. Da Sie der einzige Gelehrte sind, welchem ich die Publikation aus der erzherzoglichen Sammlung honoris causa zu überreichen mir erlaube, ist die Fahrlässigkeit der mit der Absendung betrauten Persönlichkeit umso gröblicher. Ich gebe sogleich den Auftrag das Versäumte nachzuholen.¹⁹

Karabaceks Ausführungen wirken vorgeschoben. Denn zu diesem Zeitpunkt war sogar schon das erste Doppelheft des fünften Bandes erschienen. Auch ist es wohl kein Versehen, dass Mommsen beinahe unhöflich darauf hingewiesen wird, dass ihm die »Mittheilungen« bislang als Geschenk überlassen worden waren.

Der ganze Brief lässt Karabaceks frühere Verbindlichkeit gegenüber dem berühmten Professor vermissen. Mommsen hatte angefragt, ob 1884 von Karabacek angekündigte lateinische Papyrus-Urkunden (Abb. 9) zwischenzeitig bereits publiziert worden waren,²⁰ da er sie in den ersten drei Bänden der »Mittheilungen« nicht finden konnte – nicht ohne die übliche Mahnung: »Ich fürchte, daß dies nicht der Fall ist; dann aber sollten Sie doch uns nicht mehr allzu lange auf diese Documente warten lassen.«²¹ Karabacek antwortet unverzüglich mit einer klaren Absage:

Sie fürchteten mit Recht: unsre lateinischen Papyrus-Urkunden sind leider noch nicht publiziert worden. Nicht durch meine Schuld und nicht in Folge mangelnder Initiative. Unsre lateinischen Paläographen sind noch nicht soweit gekommen, die graphisch wichtigen, aber ungemein schwierigen Texte vollständig lesen zu können – und dass ich sie vorerst durch ihre einfache Luftdruck-Reproducierung nicht aus den Händen geben möchte, solange, bis unsre Fachleute ihr ganzes Können daran erschöpft, dürfte einigermaßen zu entschuldigen sein. Ich kann indes die

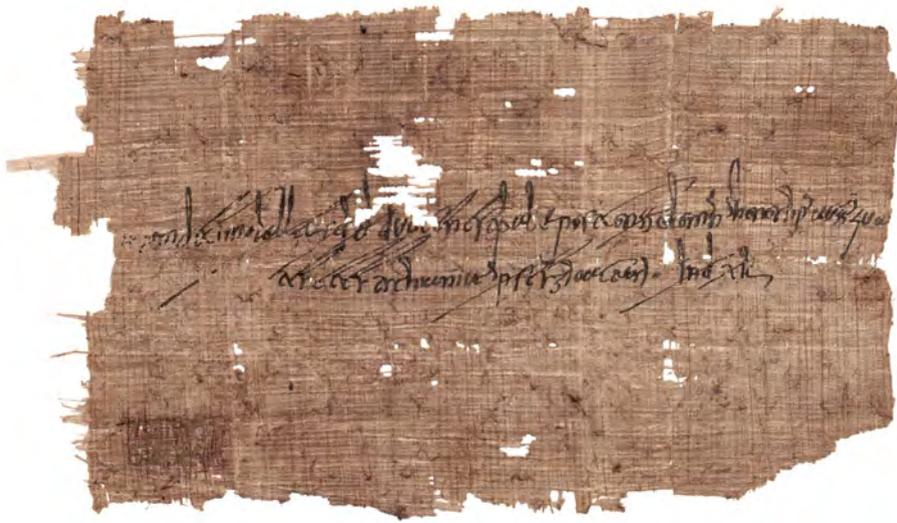


Abb. 9: Einer der lateinischen Papyri, deren Veröffentlichung Mommsen so dringend urgierte. Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: P.Vindob. L 121: ChLA XLV 1330.

Versicherung geben, dass nichts verabsäumt wird, um diese Urkunden sobald als irgend möglich zu veröffentlichen.²²

Im weiteren Verlauf des Schreibens spricht Karabacek auch konkret die Vorhaltungen Mommsens an:

Die Fassung Ihrer Anfrage klingt wie ein leiser Vorwurf, als würden hier die Hände in den Schooß gelegt, zum Mindesten aber, als würde nicht schnell genug publiziert. Ich darf wohl dem gegenüber mit einem offenen Worte kommen. Ihre mir wiederholt kundgegebene Ungeduld verpflichtet mich dazu ebenso, wie zu aufrichtigem Danke, als ich dieselbe wohl als den Ausdruck Ihrer uns erfreuenden Theilnahme erkennen darf. Und deshalb möchte ich gar sehr wünschen, Sie möchten sich bald durch eigene Anschauung überzeugen können von dem, was seither zur Bewältigung der ungeheuren Papyrus-Massen hier geschehen ist.²³

Sodann geht Karabacek in die Offensive und bringt die Berliner Papyrussammlung ins Spiel:

Ich denke, dass man in Berlin – wenigstens glaubte ich mich im verflossenen Sommer persönlich davon überzeugt zu haben – uns in dieser Beziehung nicht voran ist, bei ungleich geringerer Zahl von Stücken. Dasselbe kann wohl auch vom Publizieren gelten. Hier wie dort kennt

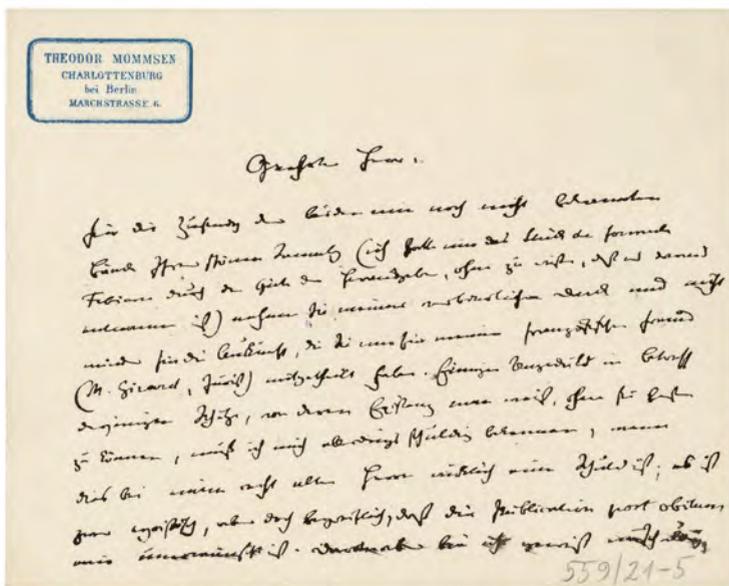


Abb. 10–11: Brief von Theodor Mommsen an Josef Karabacek vom 29. November 1889. HAD, Sign.: Autogr. 559/21-5.

man also die Schwierigkeiten, welche sich einer zusammenfassenden Publikation, etwa einem Corpus, entgegenstellen, so lange das Material nicht ganz durchgearbeitet ist.²⁴

Geradezu brüskierend wirkt Karabaceks unmissverständlicher Seitenhieb auf Berlin, also Mommsens eigenen Wirkungsbereich, wo es zwar deutlich weniger Stücke als in Wien aufzuarbeiten gelte, man aber publikationstechnisch keineswegs besser aufgestellt sei. Zum Abschluss erläutert Karabacek erneut den Zweck der unterschiedlichen Publikationsorgane – ein Passus, der auch als barsche Antwort auf die Kritik Mommsens aus dem Jahr 1888 gelesen werden kann:

Hoffentlich gelingt es, im kommenden Jahre zwei Bände des Corpus Papyrorum Raineri – eines griechischen von Dr. Wessely mit Contrakten u. eines arabischen, für welchen ich schon 80 Lichtdrucktafeln fertig habe – flott zu machen. Neben dieser großen Publikation werden die »Mittheilungen« fortgesetzt werden. Sie dienen dazu Funde und Lese-früchte möglichst schnell zur Kenntniss zu bringen. Die Herausgabe vollständiger Texte ist dabei ausgeschlossen, doch ausnahmsweise zulässig.²⁵

Karabaceks forsches Schreiben hatte offenbar die gewünschte Wirkung. Das Antwortschreiben Mommsens klingt ungewohnt ausgeleichend (Abb. 10–11). Zwar treibt er den schon gewohnten Hinweis auf seine altersbedingte Ungeduld nun

daß ich Ihnen das beste Publicationsbeispiel als
 mustergültig bezeichnen darf, ist einmal nicht
 davon, wie die Sache wird, in der Sache selbst, nicht
 das man, sondern die Sache; Wilckens (Ernennung zum Professor
 in Breslau) ist für Sie schmerzhaft, aber weiß ich nichts
 dagegen. Ich ist mit der Angelegenheit von keiner
 Gemeinschaft, ich und dabei nicht möglich kein Besser als
 'Gott bessere es' sagen, und Ihnen wohl bekannt sein.

G. 29
 11 89

Dankbar ergebenst
 Mommsen

NATIONALBIBLIOTHEK
 WIEN

auf die eingangs erwähnte Spitze, doch ist der Tenor des Briefes vor allem einlenkend und Verständnis heischend:

Gehrter Herr,

für die Zusendung der beiden mir noch nicht bekannten Bände Ihrer schönen Sammlung [...] nehmen Sie meinen verbindlichen Dank und nicht minder für die Auskunft, die Sie mir [...] mitgeteilt haben [...]. Einiger Ungeduld in Betreff derjenigen Schätze, von deren Existenz man weiß, ohne sie lesen zu können, muß ich mich allerdings schuldig bekennen, wenn dies bei einem recht alten Herrn wirklich eine Schuld ist; es ist zwar egoistisch, aber doch begreiflich, daß die Publication post obitum mir unerwünscht ist. Darüber aber bin ich gewiß unschuldig daß ich Ihnen die Berliner Publicationslaenge als musterhaftes Vorbild bezeichnet haben soll; ich weiß mich davon völlig frei. Leider wird es in dieser Beziehung nicht besser werden, sondern schlechter; Wilckens Ernennung zum Professor in Breslau ist für ihn erfreulich, aber nicht für unsere Papyrus. Daß ich auf diese Angelegenheit gar keine Einwirkung habe und dabei auch nichts thun kann als 'Gott bessere es' sagen, wird Ihnen wohl bekannt sein.

Dankbar ergebenst

Mommsen²⁶

DAS ENDE DES LANGEN WARTENS

Nach diesem letzten Drängen Mommsens auf rasche Publikation der Wiener »Schätze« sollte es letztlich noch weitere fünf Jahre dauern, bis der erste Band der Editionsreihe »Corpus Papyrorum Raineri« erschien.²⁷ Herausgegeben von Wessely mit Beiträgen des Rechtshistorikers Ludwig Mitteis (1859–1921), umfasst das Werk 247 Editionen juristischer Urkunden aus der frühen römischen Kaiserzeit, also genau jene Dokumente, deren Kenntnis Mommsen so sehr begehrte. Eine umfassende oder gar abschließende Publikation war es freilich nicht: Trotz des Ziels, »nach Möglichkeit alle verwandten Texte« zu veröffentlichen,²⁸ waren die aufgenommenen Papyri nur ein Bruchteil des aus dieser Zeit vorhandenen Urkundenmaterials. Einige Papyri waren stillschweigend nur teilweise entziffert worden, etliche zusammengehörige Fragmente wurden nicht als solche erkannt und getrennt oder gar nicht ediert. Nur ein kleiner Teil der Texte wurde wie angekündigt mit Übersetzung und Kommentar versehen, die meisten Stücke sind ausschließlich als Transkriptionen unter einer Gesamtüberschrift zusammengefasst; Abbildungen gibt es keine.

Immerhin, für den »alten Herrn« Theodor Mommsen hatte sich das lange Warten noch gelohnt. Der bis an sein Lebensende aktive Wissenschaftler ging in seinen späten Arbeiten immer wieder auf neu erschienene Papyrusdokumente ein, so auch auf den letzten Papyrus aus dem Corpus Papyrorum Raineri I, einen Pachtvertrag aus dem 4. Jahrhundert.²⁹ Wieder stolperte Mommsen über eine problematische Datierung, jedoch machte ihn Wesselys Lesung diesmal gleich stutzig. In Folge bat er den nach Wien berufenen Ludwig Mitteis um eine Überprüfung des Textes vor Ort und publizierte eine kritische Notiz samt Korrekturvorschlag.³⁰

Im selben Jahr 1895 erschien noch der zweite Editionsband der Reihe »Corpus Papyrorum Raineri« mit koptischen Texten und ebenso der erste Band der »Berliner Griechischen Urkunden«.³¹ Auch in anderen europäischen Papyrus-sammlungen nahm am Ende des 19. Jahrhunderts, in den letzten Lebensjahren Mommsens, die Herausgabe von Papyri in Corpusbänden deutlich an Fahrt auf. In immer kürzeren Abständen wurden mehr und mehr Papyri veröffentlicht.³² Freilich waren dies erst die Anfänge. Mommsen sollte recht behalten mit seiner Zukunftsprognose für die Papyrologie, in der sich eben auch die betrübte Erkenntnis über die Endlichkeit der eigenen Arbeitsspanne spiegelt: Die Fülle der Papyrusquellen wurde nämlich erst im Laufe des 20. Jahrhunderts der Forschung zugänglich gemacht, die massenhafte Entdeckung der Papyri kam für Theodor Mommsen, der am 1. November 1903 in seinem 86. Lebensjahr starb, schlichtweg zu spät. Ein Umstand, den Mommsen von Anfang an gehaut hatte.

ANMERKUNGEN

- 1 Brief von Theodor Mommsen an Josef Karabacek vom 29. November 1889, Nachlass Josef Karabacek, Sammlung von Handschriften und alten Drucken der Österreichischen Nationalbibliothek (im Folgenden HAD), Sign.: Autogr. 559/21–5.
- 2 Ulrich Wilcken: Zu Mommsens Gedächtnis. In: *Archiv für Papyrusforschung* 3 (1906), Nr. 2, S. 147–150, hier S. 147.
- 3 Ebd. sowie Otto Hirschfeld: Gedächtnisrede auf Theodor Mommsen. In: Ders.: *Kleine Schriften*. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung 1913, S. 931–965, hier S. 956–958.
- 4 Karl Preisendanz: Papyruskunde. In: *Handbuch der Bibliothekswissenschaft*. Hg. von Georg Leyh. Bd. I. 2. Aufl. Stuttgart: K. F. Koehler Verlag 1950, S. 163. In Folge auch Eric Gardner Turner: *Greek Papyri. An Introduction*. Oxford: Princeton University Press 1968, S. 23. Zu Bernard P. Grenfell als einem persönlichen Zeugen des Ausspruchs, vgl. Nikolaos Gonis: Mommsen, Grenfell, and ›The Century of Papyrology‹. In: *Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik* 156 (2006), S. 195–196.
- 5 Vgl. Angelika Zdiarsky: »Es geht nun einmal ein ganz besonderer Zauber von diesen braunen Blättern aus [...]«. Zur Genese der Sammlung Papyrus Erzherzog Rainer. In: *Halbmond über dem Nil. Wie aus dem byzantinischen das arabische Ägypten wurde*. Hg. von Bernhard Palme. Wien: Phoibos 2022 (= Nilus. Studien zur Kultur Ägyptens und des Vorderen Orients 26), S. 79–91 mit weiterführender Literatur.
- 6 Josef Karabacek: *Der Papyrusfund von El-Faijûm*. Wien: Carl Gerold's Sohn 1882; Ders.: *Die Theodor Graf'schen Funde in Aegypten (Der Papyrusfund von el-Faijûm. Die textilen Gräberfunde)*. Ein Vortrag gehalten am 27. März 1883 zur Eröffnung der Ausstellung dieser Funde im k. k. Öst. Museum für Kunst und Industrie. Wien: Verlag des k. k. Oesterreich. Museums 1883 sowie Ders.: *Katalog der Theodor Graf'schen Funde in Aegypten*. Wien: Verlag des k. k. Oesterreich. Museums 1883.
- 7 Vgl. z. B. den ungezeichneten Artikel »Erwerbung des Papyrus-Fundes von El Fayum« in *Wiener Zeitung (Wien)*, 14. Dezember 1883, S. 11; zum kolportierten Kaufpreis vgl. die entsprechende Meldung ohne Titel unter der Rubrik »Kunst-Nachrichten« in *Allgemeine Kunst-Chronik (Wien)*, 15. Dezember 1883, S. 742.
- 8 Brief von Erzherzog Rainer an Josef Karabacek vom 13. April 1885 (Privatbesitz); vgl. dazu Angelika Zdiarsky: *Kat.-Nr. 110: Erzherzog Rainer an Josef Karabacek*. In: *Halbmond über dem Nil (Anm. 5)*, S. 169 f.
- 9 Die »Allgemeine Literatur-Chronik« zitiert dazu aus dem »Prospect« der ersten »Mittheilungen«: »Bei dem fast unerschöpflichen Reichthum der Sammlung an Urkunden, welche die verschiedensten Gebiete des menschlichen Wissens und Könnens berühren, werden die »Mittheilungen« ebenso für den classischen Philologen, Orientalisten, Egyptologen, Historiker, Palaeographen, Chronologen, Metrologen, Numismatiker, Theologen und Juristen, als auch in technischer und kunstgewerblicher Hinsicht auf Grund eines ganz neuen Materials eine Fülle von Aufschlüssen bieten und sohin für Alle unentbehrlich sein.« (*Allgemeine Literatur-Chronik, Gratis-Beilage zur Allgemeinen Kunst-Chronik [Wien]*, 4. Dezember 1886, S. 1)
- 10 *Mittheilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer I, No. 1–2*. Hg. von Josef Karabacek. Wien: Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei 1886, S. 1; *Wiener Zeitung (Wien)*, 4. November 1886, S. 6.
- 11 Brief von Theodor Mommsen an Josef Karabacek vom 3. November 1886, HAD, Sign.: Autogr. 559/21–1.
- 12 Brief von Josef Karabacek an Theodor Mommsen vom 31. März 1887, Nachlass Theodor Mommsen, Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz (im Folgenden SBB), Sign.: Ka 70, Karabacek, Bl. 2.

- 13 Brief von Theodor Mommsen an Josef Karabacek vom 18. April 1887, HAD, Sign.: Autogr. 559/21–2.
- 14 Brief von Josef Karabacek an Theodor Mommsen vom 8. Dezember 1887, SBB, Sign.: Ka 70, Karabacek, Bl. 3.
- 15 Brief von Theodor Mommsen an Josef Karabacek vom 12. Dezember 1887, HAD, Sign.: Autogr. 559/21–3. Der Brief ist vollständig abgedruckt bei Herbert Hunger: *Aus der Vorgeschichte der Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek. Briefe Theodor Grafs, Josef von Karabaceks, Erzherzog Rainers und anderer.* Wien: Georg Prachner Verlag 1962 (= *Mitteilungen aus der Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek, Neue Serie VII*), S. 78 f.
- 16 Karl Wessely: *Die Daten griechischer Papyrus aus römischer Kaiserzeit I. bis III. Jahrhundert n. Chr. In: Mittheilungen aus der Sammlung der Papyrus Erzherzog Rainer II–III.* Hg. von Joseph Karabacek. Wien: Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei 1887, S. 8 und Anm. 1 auf S. 9.
- 17 Brief von Mommsen an Karabacek vom 12. Dezember 1887 (Anm. 15).
- 18 In Hinblick auf den fraglichen Papyrus waren Mommsens Befürchtungen durchaus begründet. Die Urkunde wurde erst 1921, 18 Jahre nach seinem Tod, vollständig bekannt gemacht, und zwar von Wessely selbst (vgl. Carolus Wessely: *Catalogus Papyrorum Raineri. Series Graeca. Pars I. Textus Graeci papyrorum, qui in libro »Papyrus Erzherzog Rainer – Führer durch die Ausstellung Wien 1894« descripti sunt.* Leipzig: Haessel 1921 [= *Studien zur Palaeographie und Papyruskunde XX*, Nr. 19]). In der Edition korrigierte Wessely die Lesung und beseitigte damit das Datierungsproblem. Die von Mommsen geforderte sofortige Gesamtedition des Textes hätte freilich kaum geholfen, da nicht der sonstige Urkundentext, sondern nur die größere Erfahrung in der Entzifferung die Lösung ermöglichte.
- 19 Brief von Josef Karabacek an Theodor Mommsen vom 18. November 1889, SBB, Sign.: Ka 70, Karabacek, Bl. 5.
- 20 Karabacek veröffentlichte in der »Österreichischen Monatsschrift für den Orient« (Wien) wiederholt kurze Berichte mit Neufunden aus den Beständen der Papyrus Erzherzog Rainer. In der »Miscelle« in der »Monatsschrift« vom 15. November 1884 (S. 279 f.) erwähnte er »zwei Quittungen des Actuars Sergius aus dem Jahre 398 n. Ch.« als »die ältesten datirten lateinischen Documente, welche man überhaupt kennt« (desgleichen im Jahr 1885, S. 180). 1886 (S. 188) vermerkte Karabacek als Neufund »eine dritte Quittung des Actuars Sergius [...] vom Jahre 385«. Wenn Mommsen auf »die in der Österr. Monatsschrift 1884 S. 280 von Ihnen erwähnten lateinischen Papyrus-Urkunden aus d. J. 385 und 398« verweist, muss es sich um eine Vermengung der beiden Notizen handeln. Die unterschiedlichen Datierungen beruhen laut Karabaceks Antwortschreiben einzig auf einem »üblen Druckfehler [...]«. Unsre drei Quittungen des Actuars Sergius (eine vollständig, die anderen fragmentarisch), datieren sämtlich aus dem Jahre 398«. Bei den in Rede stehenden Papyri handelt es sich um drei Lieferanweisungen für die Heeresversorgung, die vermutlich gesammelt am 19. März 399 ausgestellt wurden (vgl. *Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: P.Vindob. L 119–121: ChLA XLV 1328–1330*). Zwei der drei Papyri wurden von Wessely zusammen mit händischen Umzeichnungen 1898 veröffentlicht (vgl. Carolus Wessely: *Schrifttafeln zur älteren lateinischen Palaeographie.* Leipzig: Commissions-Verlag von Eduard Avenarius 1898, S. 9, Nr. 17 und 18 mit Taf. VII), alle drei Zeugnisse gemeinsam publizierte er erst 1921 (vgl. Carolus Wessely: *Catalogus Papyrorum Raineri* [Anm. 18], Nr. 285–287).
- 21 Brief von Theodor Mommsen an Josef Karabacek vom 17. November 1889, HAD, Sign.: Autogr. 559/21–4.

- 22 Brief von Josef Karabacek an Theodor Mommsen vom 18. November 1889, SBB, Sign.: Ka 70, Karabacek, Bl. 4–5.
- 23 Ebd.
- 24 Ebd.
- 25 Ebd.
- 26 Brief von Theodor Mommsen an Josef Karabacek vom 29. November 1889, HAD, Sign.: Autogr. 559/21–5. – Wilcken nahm 1889 einen Ruf an die Universität Breslau an und verließ dafür seine Stelle an der Königlichen Bibliothek in Berlin zur Katalogisierung der Papyri. Seinen papyrologischen Forschungen tat dies keinen Abbruch. Mommsen war freilich an Wilckens Berufung weit mehr beteiligt, als er in dem Schreiben zuzugeben gewillt ist (vgl. dazu Stefan Rebenich: *Theodor Mommsen. Eine Biographie*. München: Beck 2002, S. 158 f.).
- 27 Vgl. Carl Wessely: *Griechische Texte I. Rechtsurkunden*. Unter Mitwirkung von Ludwig Mitteis. Wien: Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei 1895 (= *Corpus Papyrorum Raineri I*).
- 28 Carl Wessely: Vorwort. In: Ders.: *Griechische Texte I (Anm. 27)*, S. V–VI, hier S. V, wo er neben der Zielsetzung auch die lange Vorbereitungsdauer erklärt: »Durch ein Jahrzehnt ziehen sich die Vorarbeiten zur Publication. Die übernommenen Papyri wurden zuerst nach sprachlichen Gruppen gesondert; die griechischen selbst wieder nach zeitlichen Perioden sortiert. Innerhalb einer solchen Periode mussten die Stücke nach der Verwandtschaft ihres Inhalts eruiert und zusammengebracht werden; dabei gelangten die oft zahlreichen Bruchstücke eines Papyrus zur Vereinigung. Endlich wurden Repräsentanten gewählt, die in der Ausstellung Perioden und Gruppen vertreten. An diese und die Ausstellung knüpft nun diese Publication [...]«
- 29 Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek, Sign.: P.Vindob. G 12444: CPR I 247.
- 30 Vgl. dazu Theodor Mommsen: *Consularia*. In: *Hermes* 32 (1897), H. 3, S. 538–553. – Erst 1933 konnte die problematische Konsuldatierung durch eine Korrektur von Wesselys Lesung mit einer damit einhergehenden früheren Datierung des Papyrus zufriedenstellend erklärt werden (vgl. Howard Comfort: *Amantius and the Date of C. P. R.* 247. In: *American Journal of Archaeology* 37 [1933], S. 287 f.). Zu Mommsens Bemühungen zur Textüberprüfung vgl. Brief von Karl Wessely an Josef Karabacek vom 23. Mai 1897, HAD, Sign.: Autogr. 566/40–15, Brief von Ludwig Mitteis an Josef Karabacek vom 13. November 1897, HAD, Sign.: Autogr. 559/16–3 sowie Brief von Josef Karabacek an Ludwig Mitteis vom 19. November 1897, SBB, Sign.: Ka 70, Karabacek, Bl. 6–7.
- 31 Vgl. Jakob Krall: *Koptische Texte I. Rechtsurkunden*. Wien: Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei 1895 (= *Corpus Papyrorum Raineri II*) sowie *Ägyptische Urkunden aus den Königlichen Museen zu Berlin. Griechische Urkunden I*. Hg. von der Generalverwaltung. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung 1895. – Der von Josef Karabacek wiederholt als im Druck befindlich angekündigte eigene Editionsband mit arabischen Urkunden ist dagegen nie veröffentlicht worden.
- 32 Um die Jahrhundertwende erschien auch Wilckens seinem »allverehrten Meister« Mommsen gewidmete zweibändige *Sammlung und Auswertung aller ihm zugänglichen griechischen Ostraka*, ein 1624 Zeugnisse umfassendes »corpus ostracorum«, das sich bewusst am Vorbild der Mommsen'schen *Inscriptencorpora* orientierte (vgl. Ulrich Wilcken: *Griechische Ostraka aus Ägypten und Nubien. Ein Beitrag zur Antiken Wirtschaftsgeschichte*. Erstes und zweites Buch. Leipzig und Berlin: Verlag von Giesecke und Devrient 1899).

»... das unscheinbare Licht in der Nacht«

Ludwig von Ficker und »Der Brenner« zwischen den Diktaturen

MARKUS ENDER

ZWÖLF JAHRE SCHWEIGEN

1946 waren im wiedererstehenden Österreich zwar die Nebel des Zweiten Weltkrieges verfliegen, die Narben und Brüche, die der Krieg bei Menschen und Land gleichermaßen hinterlassen hatte, traten jedoch immer deutlicher zu Tage. Im August jenes Jahres veröffentlichte der Innsbrucker Publizist Ludwig von Ficker (1880–1967) nach langer Pause wieder ein Heft seiner Kunst- und Kulturzeitschrift »Der Brenner«, das er mit bedeutungsschweren Worten auf dem Umschlag einleitete:

Zwölf Jahre war dem Brenner Schweigen auferlegt. Nun tritt er, die Tragweite seines Wiederauflebens im Wort dem alten Wahrblick der Besinnung in Dichtern und Denkern anvertrauend, noch einmal hervor, um allen, denen das Heil der abendländischen Menschheit als brennende Sorge von morgen vor Augen steht, im Bildraum seiner Geistesgegenwart den Horizont einer neuen Zuversicht zu erschließen.¹

Wenn auch chiffriert durch die zunächst ungewohnte, weil vieldeutige Wortwahl und die damit verbundene Metaphorik, stellt diese Eröffnung den Sukkus vielfältiger Krisenerfahrungen dar, die Ficker in den anderthalb Jahrzehnten zuvor erfahren hatte. Mit den zwölf Jahren ist ein konkreter zeitlicher Rahmen benannt: Zu Pfingsten 1934 war die XV. Folge des »Brenner« erschienen, dann folgte die beschriebene Phase des Schweigens bis 1946. Doch es waren nicht nur die Kriegsjahre, die für Ficker eine Belastung dargestellt hatten; schon Jahre vor Ausbruch des Krieges begannen sich für den »Brenner«-Herausgeber mehrere persönliche und gesellschaftliche Entwicklungen zu einem latenten Krisengeschehen zu verdichten, das sich nicht nur auf den unmittelbaren Zeithorizont auswirkte, sondern dessen Folgen bis weit in die Nachkriegszeit und sogar über das Ende des »Brenner« 1954 hinaus spürbar wurden. Ein näherer Blick auf die mikrohistorischen Wirklichkeitserfahrungen offenbart, dass diese mitunter nicht

deckungsgleich mit den historischen Ereignissen der 1930er- und 1940er-Jahre sind. Die Krisenphänomene zeichnen sich vielmehr durch ihre auf die Akteur:innen fokussierte Perspektive und damit durch ihren fragmentarischen, selektiven und subjektiven Charakter aus. Zudem ist eine Annäherung an die Krisen, auf die der »Brenner« in der bewegten Phase österreichischer Geschichte zwischen Dollfuß und Hitler auf spezifische Weise reagierte, aufgrund der Quellenlage nur indirekt möglich und muss aus den vorliegenden Dokumenten und Selbstaussagen rekonstruiert werden.

SORGE UM DAS »HEIL DER ABENDLÄNDISCHEN MENSCHHEIT«

Dem ursprünglichen Wortsinn im Griechischen folgend, bezeichnete »Krise« einen Zustand, der die »heute getrennten Bedeutungen einer objektiven K[rise] und subjektiver Kritik«² noch als bedeutungsgleich in einem Ausdruck erfasste. »Krise« wird nach Reinhart Koselleck im Wesentlichen als Momentum definiert, in dem »eine Entscheidung fällig ist, aber noch nicht gefallen«.³ Der programmatische Satz auf dem Umschlag des »Brenner« lässt sich in ebendieser Weise lesen: Einerseits stellt er ein dynamisiertes Modell einer offen formulierten Zeitdiagnose dar, andererseits dient er als (weitgehend) verdecktes Bekenntnis des Alleinherausgebers, mit dem dieser die Zeitläufte, die von zwei Diktaturen geprägt waren, und seine eigene Position in diesen Verwerfungen chiffrierte. Bedeutsam in dieser Verklausulierung sind drei zentrale Aspekte, ausgedrückt in den Wendungen a) der »alte Wahrblick der Besinnung in Dichtern und Denkern«, b) die Sorge um das »Heil der abendländischen Menschheit« und c) der »Horizont einer neuen Zuversicht«. Im Wesentlichen lag Fickers Absicht darin, einen Bogen von der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft zu spannen. Die Zeitschrift sollte dabei als Scharnier dienen, im Heute – so die Hoffnung des Herausgebers – die Brücke zwischen dem Gestern und dem Morgen zu schlagen. Jeder einzelne Aspekt ist dabei mit spezifischen Problemfeldern und Krisenphänomenen konnotiert. Im Folgenden wird insbesondere die Sorge um das »Heil der abendländischen Menschheit« im Fokus stehen.

Ludwig von Ficker hatte schon früh den Ungeist erkannt, den der aufkeimende Nationalsozialismus in die Gesellschaft trug. Eine klare Positionierung gegen antisemitische Strömungen war bereits Anfang der 1920er-Jahre erfolgt, als eine vom »Brenner« veranstaltete Lesung von Karl Kraus in Innsbruck eine massive Störung durch deutschnationale Studenten erfahren hatte. Nach dem

Vorfall, der in der lokalen Presse zum Skandal hochgespielt wurde,⁴ brach Ficker deutlich mit seiner bisherigen politischen Sozialisierung, indem er aus der deutschnationalen Akademischen Sängerschaft »Skalden« austrat. Am stärksten in Opposition ließ Ficker aber der entschieden gegen Kirche und Christentum ausgerichtete Kurs Hitlers gehen, der nach der Machtübernahme Anfang 1933 im Deutschen Reich zu einer verworrenen Situation führte, die in einer kontinuierlichen Schwächung der gesellschaftlichen, vor allem aber der politischen Position der beiden großen christlichen Kirchen resultierte. Um die Katholiken im Deutschen Reich zu befrieden, wurde am 20. Juli 1933 vertraglich das Reichskonkordat mit dem Vatikan besiegelt,⁵ was seitens der nationalsozialistischen Führung freilich vor allem aus machttaktischem Kalkül geschah. Diese Verflechtungen von Kirche und ihrem Wesen nach antichristlicher Politik führten bei Ficker zu einer Abwehrhaltung. Er hatte bereits nach dem Wiedererscheinen des »Brenner« nach dem Ersten Weltkrieg entschlossen festgehalten, dass das Versagen der abendländischen Staaten vor allem darin bestanden hatte, ihre christlichen Wurzeln zugunsten des Imperialismus der Kaiserreiche (während des Krieges) bzw. der »im Sinne gesellschaftlich-kultureller und politisch-rechtlicher Homogenisierung«⁶ sich etablierenden Nationalismen (in der Phase nach Kriegsende) aufzugeben zu haben. Nun musste er in Deutschland eine ähnliche Entwicklung beobachten, zumal allmählich deutlich wurde, dass das Reich für einen neuen Krieg rüstete. Ein sichtbares Zeichen dieser Ablehnung findet sich im offenen Brief Fickers an den katholischen Geistlichen Johannes M. Oesterreicher (1904–1993), der 1937 in der Zeitschrift »Die Erfüllung« unter dem Titel »Das neue Gebot« abgedruckt wurde und in dem Ficker dezidiert gegen Judenhass und den Nationalsozialismus Stellung bezog.⁷

Der österreichische Weg unter der Regierung Dollfuß sah im Gegensatz zur nationalsozialistischen Politik Deutschlands im Konzept des Ständestaates eine eindeutige Aufwertung des Katholizismus vor, die auch mit einer Ausweitung des gesellschaftlichen und vor allem politischen Einflussbereichs der Institution Kirche einherging. Ficker verwies in der XV. »Brenner«-Folge 1934 auf diese Entwicklungen und brachte gleichzeitig seine eigene Interpretation der historischen Gegebenheiten ein:

Nicht die »Diaspora« ist die Form der Kirche in Österreich. Im Gegenteil, gerade jetzt ist ihr hier die Möglichkeit gegeben, im Staate wieder heimisch zu werden. Nicht Entterritorialisierung, sondern Repatriierung soll ihr bevorstehen. Es soll eine Verfassung nach christlichen Grundsätzen

geschaffen, ein Staat nach den Ideen eines päpstlichen Rundschreibens neu gebaut werden. Mitten in Europa.⁸

Mit der Verschränkung von kirchlicher und politischer Macht wurde letztlich aber – zumindest indirekt und größtenteils seitens der bestimmenden politischen Kräfte ungewollt – eine geeignete ideologische Basis für den späteren Aufstieg des Nationalsozialismus in Österreich geschaffen. Die Tatsache, dass es eben der christlichsoziale Konservatismus war, der »die primäre Verantwortung für den Weg [trägt], den die Regierung Dollfuß zwischen März 1933 und Februar 1934 eingeschlagen hat – für den Weg weg von Republik und demokratischer Verfassung, hin zur Diktatur«⁹ wurde in diesem Zusammenhang auch von Ficker geflissentlich ausgeklammert. Der Bürgerkrieg vom Februar 1934 findet in seinem umfangreichen Briefwechsel (bis auf wenige Erwähnungen, die eher den Charakter von Randnotizen tragen) keinen Niederschlag; auch die gesellschaftlichen Folgen – das Verbot der Sozialdemokratie, die Abschaffung der politischen Parteien und damit die faktische Zerstörung der Demokratie – spielen darin keine Rolle.¹⁰

Die Ermordung von Engelbert Dollfuß am 25. Juli 1934 durch nationalsozialistische Putschisten wurde von Ficker hingegen als deutliche Zäsur empfunden. Im Brief an seine Tochter Birgit vom 9. August 1934 kommt auch das Attentat auf den Bundeskanzler zur Sprache. Fickers Aussagen erscheinen hier von bestechender Klarheit und Eindeutigkeit, im Gegensatz zur üblichen Briefrhetorik, in der er kaum eindeutige politische Aussagen tätigte (und sich vielmehr als gänzlich unpolitischer Mensch ausgab):

Du kannst Dir denken, wie nah mir der Tod des Bundeskanzlers gegangen ist – und doch, wie hat dieser Opfertod die Atmosphäre hier gereinigt! Es ist, als hätte dieser Verteidiger der oesterreichischen Unabhängigkeit sein Leben opfern müssen, um die Leute zur Besinnung und seinem Land die Rettung zu bringen.¹¹

Diese Position sollte für die kommenden Jahre als programmatische Richtschnur dienen. Fickers Gesamtbriefwechsel illustriert zudem, auf welche Weise er den »Opfertod« des Kanzlers interpretierte. In einem Briefentwurf an den im Umfeld der katholischen Jugendbewegung »Neuland« tätigen Autor Felix Susani, der knapp zwei Monate nach dem gescheiterten Putsch verfasst wurde, wird deutlich, dass Fickers Agenda nicht politisch, sondern eindeutig religiös motiviert

war. Susani hatte Ficker im Vorfeld einen Aufsatz mit dem Titel »Was ist Säkularisation? Gesetz und Glaube«¹² für den »Brenner« angeboten, diesen aber zurückgezogen, nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, dass Ficker plante, die nächste Ausgabe dem ermordeten Dollfuß zu widmen. Offenbar hatte Susani der implizit politische Einschlag, der mit diesem Vorhaben vermeintlich einherging, gestört, denn Ficker drückte in seinem Antwortschreiben sein Bedauern über die Rücknahme des Textes aus und erklärte: »Wer den Brenner mehr als oberflächlich kennt, weiß im gegebenen Moment, daß auch das Gedenkblatt für den ermordeten Kanzler seine Belichtung vom Religiösen her erfährt, nicht vom Politischen, das von dieser schweigsamen Sphäre der Besinnung ja heute weit entfernt ist.«¹³

Das noch für 1934 projektierte »Dollfuß-Heft« kam letztlich nicht zur Veröffentlichung, der Plan dazu wurde aber auch in den Folgejahren kontinuierlich aufrechterhalten. So bekannte Ficker gegenüber dem Mittelschullehrer und Schriftsteller Eberhard Steinacker (1907–1993) im März 1935:

Gerade deshalb aber bin ich auch davon überzeugt, daß die Erinnerung an Dollfuß – so, wie sie für den Brenner vorgesehen und da zweifellos am Platze ist – ihr Licht von oben her empfängt. Sie wird daher ganz unmißverständlich sein und jedem die Augen öffnen, der eines guten Willens ist, stehe er politisch mit seinen Sympathien in welchem Lager immer.¹⁴

Von besonderer Bedeutung ist hierbei, dass Ficker in dem Brief auf Hitler als »Antipoden« zu Dollfuß verweist, ohne diesen namentlich zu nennen:

Wenn ich dem Andenken Dollfuß' gerecht zu werden suche, der ja von einem Antipoden aus demselben »christlichen« Lager zur Strecke gebracht wurde, aus dem er selbst hervorgegangen ist, so geschieht das zu allerletzt aus Hochachtung vor einem »christlichen« Staatswesen, in dem solches möglich ist (oder wenigstens war), wohl aber aus Hochachtung vor dem Beispiel eines christlichen Staatsmanns, der beherzt auf seinem Posten gestanden und gefallen ist – ein Treuhänder der letzten christlichen Besinnung im Staatenleben Europas, das nun daran geht, sich selbst das Grab zu schaufeln.¹⁵

Ficker reproduzierte mit seiner religiös unterfütterten Interpretation des Dollfuß-Mordes den Telos des politischen Katholizismus, der 1931 von Prälat Aemi-

lian Schöpfer in den Schlussworten seines Aufsatzes »Katholizismus und Politik« prägnant formuliert wurde: »Die Katholische Aktion hat auch im öffentlichen Leben das eine Ziel zu verfolgen, die Gesellschaft wieder zu verchristlichen, im Rahmen des kleinen Österreich das Reich Christi und das Königtum Christi wieder aufzurichten.«¹⁶ Ein marginales Detail mag nicht sofort ins Auge stechen, ist aber im Gesamtkontext relevant: Ficker beruft sich auf die Instanz der »Vorsehung«, die er in Verbindung mit seiner Vorstellung einer Geschichtsteologie setzt. Angesichts der Tatsache, dass sich auch Hitler dieses Begriffes bedient hat, um seine Politik zu fundieren, erscheint der Gebrauch des Terminus bedenklich. Während Hitlers Vorsehungs-Konzept diesem »als zentrale geschichtstheologische Legitimationskategorie des eigenen Projekts«¹⁷ diente, hat Ficker jedoch eine völlig andere Vorstellung. Sie findet sich bei dem Religionsphilosophen Romano Guardini (1885–1968), der im »Brenner«-Umfeld rezipiert wurde, ausgesprochen: »Vorsehung bedeutet, daß alles in der Welt sein Wesen und seine Wirklichkeit behalte, aber einem über alle Welt hinaus Höchsten diene: dem Liebeswillen Gottes.«¹⁸

»AUSGEGEBEN ZU PFINGSTEN 1938«

Auch 1938 hatte Ficker angesichts einer sich immer deutlicher abzeichnenden Annexion Österreichs durch das Deutsche Reich die Pläne für das ›Dollfuß-Heft‹ nicht aufgegeben, sondern eher noch forciert (Abb. 1). Illustriert wird das Vorhaben durch eine Reihe von Konzeptblättern, auf denen die Makrostruktur der hypothetischen »Brenner«-Nummer dargelegt erscheint. Das avisierte Datum für die Veröffentlichung spricht eine eindeutige Sprache: »Ausgegeben zu Pfingsten 1938.«¹⁹ Ficker plante, das Erscheinen des Bandes an das symbolträchtige Pfingstfest zu koppeln und damit ein ähnliches Statement zu setzen, wie er es bereits mit der »Brenner«-Nummer 1934 getan hatte. Die Referenz auf Pfingsten ist von Relevanz, da der metaphysische Bedeutungskomplex, der mit dem kirchlichen Fest verbunden ist, intentional mitschwingen sollte: In ebensolcher Weise, wie die Jünger Jesu nach der biblischen Apostelgeschichte zu Pfingsten den Heiligen Geist empfangen haben, sollte auch der »Brenner« als Medium einer überweltlichen Wahrheit wahrgenommen werden. Die Bezüge zentrieren sich in den Entwürfen dabei immer wieder auf den Begriff der ›Liebe‹, wobei evident wird, dass die Deutung der Gottes- und Menschenliebe im Sinne von ›Caritas‹ und ›Agape‹ gemeint ist und nicht die sinnliche Vorstellung von ›Amor‹ und

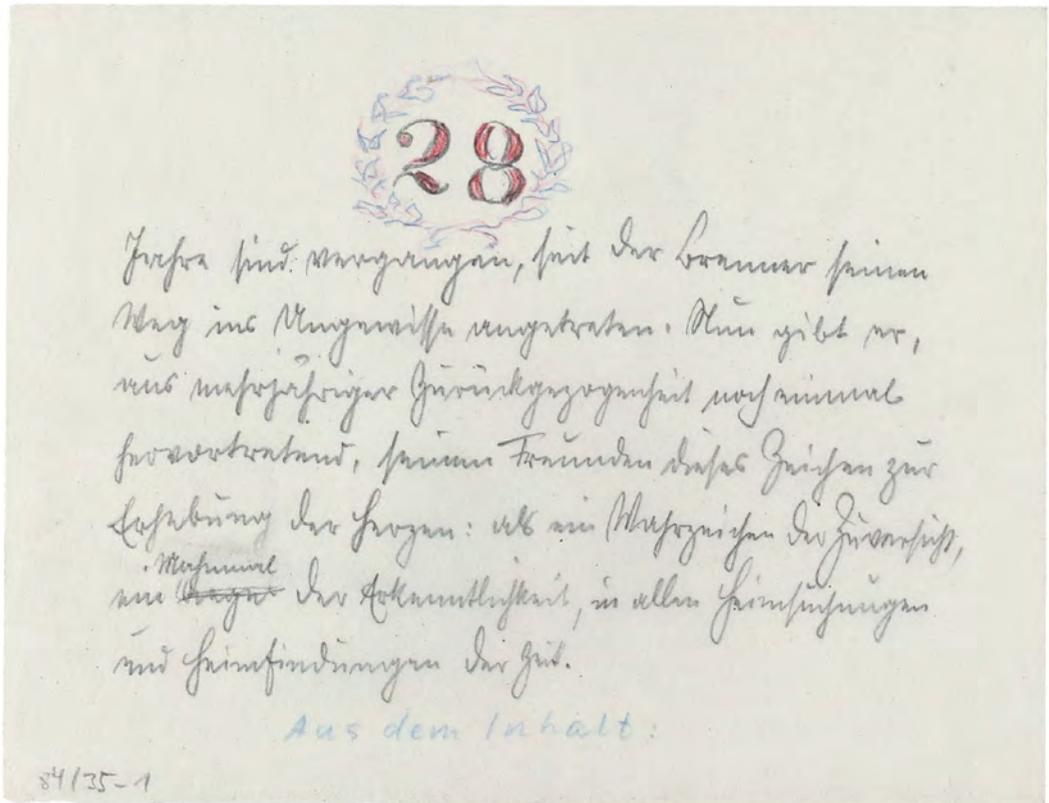


Abb. 1: 1938 hielt Ludwig von Ficker nach wie vor an seinem Plan fest, Dollfuß ein »Brenner«-Heft als »Wahrzeichen der Zuversicht« und »Mahnmal der Erkenntlichkeit in allen Heimsuchungen und Heimfindungen der Zeit« zu widmen. FIBA, Nachlass Ludwig von Ficker, Sign.: 041-084-035-001.

›Eros«. Zur geplanten »Brenner«-Folge ist auch ein handgeschriebenes Inhaltsverzeichnis überliefert, das die formale Struktur und die inhaltliche Dimension des nie erschienenen Heftes erahnen lässt. Ficker plante, folgende Beiträge in den Band aufzunehmen (Abb. 2):

INHALT

Widmung

Vorwort des Verstummen

Hans Kestranek: Präludien und Meditationen

Georg Trakl: Gesang des Abgeschiedenen

Paula Schlier: Die Wiederkunft Christi

Gedenkblatt für Karl Kraus

Walther Grohmann: Bild und Begriff in der Sprache

Ignaz Zangerle

Theodor Däubler: Goldene Sonette

Felix Susani: Der Glaube aus dem Zweifel

Heinrich Schlier: Sterne²⁰

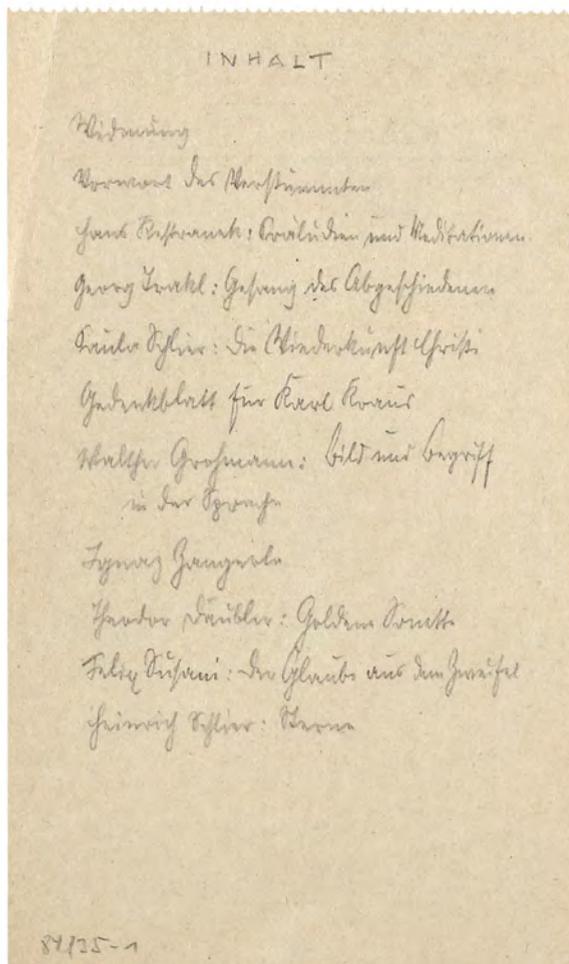


Abb. 2: Ludwig von Ficker bringt das »Vorwort des Verstummen« als Hommage an Dollfuß und Trakls »Gesang des Abgeschiedenen« in Beziehung zueinander. FIBA, Nachlass Ludwig von Ficker, Sign.: 041-084-035-001.

Wenngleich die Aufstellung lückenhaft ist, da nicht alle Titel spezifiziert sind, wird eine Tendenz deutlich. Neben der Tatsache, dass Felix Susani auf der Liste steht, sticht insbesondere die Parallelführung der Beiträge zu Dollfuß und von Georg Trakl ins Auge: Schon in der Titelgebung des »Vorwort des Verstummen«, das ausgewählte Passagen aus Dollfuß-Reden enthalten sollte, und dem »Gesang des Abgeschiedenen« von Trakl schwingt auf der Bedeutungsebene eine Ähnlichkeitsrelation mit. Ebenso muss Ficker im Sinne des inneren Kompositionsprinzips, dem der »Brenner« seiner Auffassung nach unterlag, auch die Bild-Dichotomie, die im Sprachverlust des »Verstummen« versus dem »Gesang« zum Ausdruck kommt, deutlich präsent gehabt haben. Ficker hatte die Auszüge aus den Dollfuß-Reden dem Gedenkbuch von Johannes Messner,²¹ einer bereits Ende 1934 entstandenen Hagiographie, entnommen. Es ist nicht mehr nachzuweisen, ob er den Band selbst als Korrektor betreut hat,²² aber die Tatsache, dass das Buch in der Verlagsanstalt Tyrolia erschienen ist, lässt zumindest den Schluss zu, dass Ficker leichten Zugang zur Publikation hatte (Abb. 3).

Der »Brenner«-Herausgeber befand sich mit seiner affirmativen Haltung zu Dollfuß in einer ähnlichen ideologischen Patt-Situation wie Karl Kraus. Wenngleich die Beweggründe heute nicht mehr eindeutig festzumachen sind, kann dennoch angenommen werden, dass Kraus weitgehend von politisch-pragmatischen Überlegungen bestimmt war, die letztlich zu seinem Bekenntnis zu Dollfuß geführt haben.²³ Ficker schlug dagegen eine andere Richtung ein. Er präferierte klar die philosophisch-metaphysische Dimension, die mit der Errichtung eines ständisch orientierten Staatskonzepts verbunden war, und projizierte diese Antizipation auf die Person des Kanzlers, der forthin als (durchaus auch idealisierter) Erfüllungsgehilfe dieser Vision diente. Diese Gedanken konkretisierte er 1934 in einem Briefentwurf ausgerechnet an Kraus, in dem er ihm für das »Fackel«-Heft 890–905 seinen Dank aussprach:

Welch eine Eröffnung der Vorsehung, die den Mord am Bundeskanzler und das Erscheinen dieser so schrecklich einsam aus dem Dunkel tretenden und beherzt die Situation beleuchtenden Fackel fast oder wirklich auf den Tag genau zusammenfallen ließ! Welch ein Tag für den, der in der Nacht zu lesen versteht! Es ist, als sei der unsichtbare Himmel aufgeklafft: die Todeswunde des Erlösers, aus der in Ewigkeit das Blut des Lebens fließt.²⁴

Falls der Brief im Wortlaut des Entwurfs abgesandt wurde, dürfte Kraus der Referenz auf Christus wenig abgewonnen haben. In einem Telegramm antwor-

~~Die Liebe lebt aus dem Gedächtnis der Zukunft.~~
~~Die Liebe ist die Geistesgegenwart der Zukunft.~~
~~Die Liebe ist die Geistesgegenwart der Zukunft.~~

~~KANZLER DOLLFUSS~~
VORWORT DES VERSTUMMTEN
~~KANZLER DOLLFUSS~~

In so unruhigen mit Sorgenzeiten sind ^{die} unruhigsten
verfügte sich die Tugend der Tugend, wie sie ihre eigenen Inter-
essen zu denken und sich nicht selbst zurückzugeben; aber das ist
nicht die Richtung, in der die Menschheit ihre Zukunft finden kann.
Die neue so reichere als früher, sie drängt zu bestimmen, daß ein-
seite der großen Menschen werden, die im ^{gleichen} ~~gleichen~~ ^{gleichen} ~~gleichen~~ ^{gleichen} ~~gleichen~~
weise Bestimmung mit der menschlichen Pflichten verbunden sind;
nicht im Kreise gegenwärtiger, wie in der unerschütterlichen Zu-
kunftswelt können die Tugend die großen Aufgaben des
Zukunfters lösen.

*

Allen freundlichen Lesern, die im gegenwärtigen Augenblicke der Mensch-
heit mit uns zu sprechen, als Maßstab zum Gedächtnis

~~Die Liebe lebt aus dem Gedächtnis der Zukunft.~~

Abb. 3: Ludwig von Fickers Entwurf zum »Vorwort des Verstummten«: Gestrichen im Titel »Kanzler Dollfuss« und »Aus seinen Reden«, gestrichen rechts oben: »Die Liebe lebt aus dem Gedächtnis. Sie ist die Geistesgegenwart der Zukunft.«. FIBA, Nachlass Ludwig von Ficker, Sign.: 041-084-035-001.

tete er Ficker am 13. August 1934 entsprechend knapp: »Gerührt dankt und grüßt / Kraus«,²⁵ Kraus vermochte in der »Fackel« sein Schweigen als bewusste Reaktion auf das Zeitgeschehen zu instrumentalisieren; er verstand es als Kampf-ansage gleichermaßen an seine Gegner wie an die neuen Machthaber:

Das stolz bekannte Nichts, das mir zu Hitler einfiel, schlägt, denke ich, alles, was den aktiven Freiheitskämpfern nicht eingefallen ist. Sie sollen sich nicht meinen Kopf und nicht mein Herz zerbrechen! Im Angesicht der Gefahr; zum Trotz einer Trotzüberei, die davor nur in der eignen intellektuellen Widernatur beharrt; doch auch entgegen aller papiernen Pietät – beugen sich Herz und Geist vor dem großen, kleinen, armen Schatten, in welchem wir vor einem fragwürdigen Europa bestehen werden, wenn uns das Verhängnis nicht ins falsche Licht verführt.²⁶

Zu Fickers Ausführungen bestehen durchaus Parallelen, denn auch darin findet ein transnationaler Europa-Gedanke seinen Ausdruck und ebenso wird der Aspekt der »Verführung« thematisiert. Die moralische Fundierung unterscheidet sich bei den beiden Kulturvermittlern freilich schon fast diametral.

»DER BRENNER, SCHEINT MIR, IST VON FERNHER HÖRBARER UND SICHTBARER ...«

Wie intensiv Ficker das Schicksal seiner Zeitschrift an eine religiös-metaphysische Dimension koppelte und wie stark er diesen Bezug apostrophierte, kommt insbesondere in Briefen an jene Personen zum Ausdruck, die ebenfalls aufgrund der politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen ins Visier der Machthaber gerieten. So legte der »Brenner«-Herausgeber in einem Brief an den Wiener Bibliothekar Franz Glück vom 17. April 1938 dar:

Der Brenner, scheint mir, ist von fernher hörbarer und sichtbarer im Anrollen, seit die Schranken gefallen sind und auch sonst alles in Bewegung geraten ist. Er wird im gegebenen Augenblick des Außerzeiträumlichen hier eintreffen als das unscheinbare Licht in der Nacht, das dem »Dieb in der Nacht« vorausgeht, um ihn selbst zunächst in seiner Erscheinung im Dunkel der Ereignisse unkenntlich zu machen, ehe Er in Seiner Macht und Herrlichkeit wahrnehmbar wird.²⁷

Das Datum des Schreibens ist von eminenter Bedeutung, um die Aussage in ihrer vollen Tragweite erfassen zu können: Der ›Anschluss‹ Österreichs an das Deutsche Reich war durch die ›Volksabstimmung‹ vom 10. April bestätigt worden, die Formulierung »seit die Schranken gefallen sind und auch sonst alles in Bewegung geraten ist« deutet auf ein gewisses Hoffnungspotenzial hin, die geplante »Brenner«-Nummer als kontrafaktische Zeitdiagnose positionieren zu können. Bestärkt wird diese Annahme durch die Anspielung auf die Bibel, 1. Thessalonicher, 5,2, vom »Dieb in der Nacht«; im Original heißt es dort: »Ihr selbst wisst genau, dass der Tag des Herrn kommt wie ein Dieb in der Nacht.«

Die weiteren politischen Entwicklungen hin zum Totalitarismus, die die unmittelbare Exekution der bereits im Reich legislativ verankerten und praktizierten Repressalien (so z. B. der Nürnberger Gesetze) bedeuteten, ließen letztlich auch die Pläne für ein neues »Brenner«-Heft in eine unbestimmte Ferne rücken. Die Zeitschrift hüllte sich weiter in Schweigen, bis sie schließlich selbst in die Mühlen der nationalsozialistischen Kulturpolitik geriet. Im Juni 1940 wurde der »Brenner« durch die Reichsschrifttumskammer verboten und auf die »Liste des schädlichen und verbotenen Schrifttums« gesetzt.²⁸

Es würde zu kurz greifen, die Haltung Fickers in den Krisen- und Kriegsjahren zwischen 1934 und 1945, die von einer eindeutigen Affinität zur ständestaatlichen Idee und zu Dollfuß geprägt ist, als eindimensional zu beschreiben. Seine Aussagen und die überlieferten Archivmaterialien illustrieren vielmehr, dass es ihm in dem komplexen politischen und sozialen Geflecht der 1930er-Jahre in der Hauptsache um das (in gewisser Weise) Ordnung bzw. Orientierung gebende Moment der Verankerung des Christlichen im Staatswesen bestellt war. Unter den Umständen der multidimensionalen Krise im Ständestaat und Krieg, in politischer, ökonomischer und künstlerischer Hinsicht, konnten Ficker und sein Umfeld in diesem Gesellschaftsentwurf einen Ankerpunkt finden, der durchaus sinnstiftend war.

ANMERKUNGEN

- 1 Der Brenner (1946), XVI. Folge, Umschlag. – »Der Brenner« wurde 1910 gegründet und erschien mit Unterbrechungen bis 1934 in unregelmäßiger Folge. Nach dem Zweiten Weltkrieg erschienen noch drei Hefte (1946, 1948 und 1954). Der Gesamtkorpus ist online abrufbar unter <https://brenner.oeaw.ac.at/> (Stand: 28.12.2023).
- 2 Reinhart Koselleck: Krise. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1976, Bd. 4, Sp. 1235–1240, hier Sp. 1235.
- 3 Reinhart Koselleck: Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt. 7. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992, S. 105.
- 4 Vgl. Barbara Hoiß, Sandra Unterwiesing: Ein Lokalausgang in Tirol zwischen 1900 und 1950. In: Literatur als Skandal. Fälle – Funktionen – Folgen. Hg. von Stefan Neuhaus, Johann Holzner. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2007, S. 314–343, hier S. 327–330.
- 5 Vgl. Bekanntmachung über das Konkordat zwischen dem Deutschen Reich und dem Heiligen Stuhl. Vom 12. September 1933. In: Reichsgesetzblatt, 1933, Nr. 38, Teil II (18. September 1933), S. 679–690.
- 6 Wolfgang Schieder: Die Geburt des Faschismus aus der Krise der Moderne. In: Deutschland und Italien 1860–1960. Politische und kulturelle Aspekte im Vergleich. Hg. von Christoph Dipper. München: R. Oldenbourg Verlag 2005, S. 159–179, hier S. 167.
- 7 Vgl. Ludwig von Ficker: Das neue Gebot. Brief an Johannes Österreicher. In: Die Erfüllung (1937), Nr. 3, S. 115–123. Erneut abgedruckt in: Ludwig von Ficker: Denksätze und Danksagungen. Aufsätze, Reden. Hg. von Franz Seyr. München: Kösel-Verlag 1967, S. 128–141. – Johannes M. Oesterreicher, selbst jüdischer Abstammung, setzte sich im sogenannten »Pauluswerk« und der von ihm gegründeten Zeitschrift »Die Erfüllung« für die Verständigung von Juden und Christen ein.
- 8 [Ludwig von Ficker]: Notizen. In: Der Brenner (1934), XV. Folge (Pfingsten 1934), S. 86–92, hier S. 90.
- 9 Anton Pelinka: Paradigmenwechsel. Lernen aus der Geschichte. Die katholische Kirche Österreichs, der autoritäre Ständestaat und die Zweite Republik. In: Themen der Zeitgeschichte und der Gegenwart. Arbeiterbewegung – NS-Herrschaft – Rechtsextremismus. Ein Resümee aus Anlass des 60. Geburtstags von Wolfgang Neugebauer. Hg. vom Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes. Wien: Lit Verlag 2004, S. 43–55, hier S. 43.
- 10 Ludwig von Fickers Wirken besticht neben der »Brenner«-Herausgabe durch die hohe Korrespondenzdichte. Über 4.800 Schreiben an ihn und von ihm sind online abrufbar unter <https://www.ficker-gesamtbriefwechsel.net> (Stand: 28.12.2023). Briefe, die noch nicht im Gesamtbriefwechsel publiziert sind, werden im Folgenden nach der gedruckten Edition zitiert (Ludwig von Ficker: Briefwechsel. 4 Bde. Hg. von Walter Methlagl, Ignaz Zangerle u. a. Salzburg, Innsbruck 1988–1996).
- 11 Brief von Ludwig von Ficker an Birgit von Schowingen-Ficker vom 9. August 1934, Forschungsinstitut Brenner-Archiv (im Folgenden FIBA), Nachlass Ulla Wiesmann-Ficker (3. Erwerbseinheit), Sign.: 65–09-10.
- 12 Felix Susani: Was ist Säkularisation? (Gesetz und Glaube), FIBA, Nachlass Ludwig von Ficker, Sign.: 041–074-017–002.
- 13 Briefentwurf von Ludwig von Ficker an Felix Susani vom 12. September 1934. In: Ludwig von Ficker. Briefwechsel 1926–1939. Hg. von Ignaz Zangerle u. a. Innsbruck: Haymon 1991, S. 263 f., hier S. 263.

- 14 Brief von Ludwig von Ficker an Eberhard Steinacker vom 21. März 1935. In: Ebd., S. 275 f., hier S. 275.
- 15 Ebd.
- 16 Prälat Dr. Aemilian Schöpfer: Katholizismus und Politik. In: Der Katholizismus in Österreich. Sein Wirken, Kämpfen und Hoffen. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachleute und mit einem Geleitworte von Seiner Eminenz Kardinal Friedrich Gustav Piffl herausgegeben von Prälat Dr. Alois Hudal. Innsbruck, Wien, München: Verlagsanstalt Tyrolia 1931, S. 436–356, hier S. 456.
- 17 Rainer Bucher: Hitlers Theologie. Würzburg: Echter 2008, S. 86.
- 18 Romano Guardini: Vom lebendigen Gott. Geistliches Wort. Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag 1930, S. 31.
- 19 Ludwig von Ficker: Entwurf des Inhaltsverzeichnisses für die geplante »Brenner«-Folge von 1938, FIBA, Nachlass Ludwig von Ficker, Sign.: 041-084-035-001.
- 20 Ebd.
- 21 Johannes Meßner: Dollfuß. Innsbruck: Verlagsanstalt Tyrolia 1935.
- 22 Ficker war von 1935 bis 1945 bei der Verlagsanstalt Tyrolia (die nach dem »Anschluss« als Deutscher Alpenverlag geführt wurde), zum Teil unter widrigen Umständen, als Korrektor angestellt; vgl. Anton Unterkircher: Ludwig von Ficker. In: Zeitmesser. 100 Jahre »Brenner«. Hg. vom Forschungsinstitut Brenner-Archiv. Innsbruck: Innsbruck University Press 2010, S. 31–55, hier S. 49.
- 23 Vgl. Joseph Wälzholz: Rückzug? In: Kraus-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Hg. von Katharina Prager; Simon Ganahl. Stuttgart 2022, S. 69–81, hier insbesondere der Abschnitt »Die Dollfuß-Problematik«, S. 73–76.
- 24 Briefentwurf von Ludwig von Ficker an Karl Kraus, vermutlich Anfang August 1934, FIBA, Nachlass Ludwig von Ficker, Sign.: 041-058-073-008. – Im Nachlass von Karl Kraus an der Wienbibliothek im Rathaus findet sich kein entsprechendes Korrespondenzstück. Aus Kraus' Telegramm lässt sich aber erschließen, dass Ficker Kraus zuvor kontaktiert hatte.
- 25 Telegramm von Karl Kraus an Ludwig von Ficker vom 13. August 1934, FIBA, Nachlass Ludwig von Ficker, Sign.: 041-025-034-010.
- 26 Karl Kraus: Vorspruch und Nachruf. In: Die Fackel 37 (1935), H. 912–915, S. 70–72, hier S. 70.
- 27 Brief von Ludwig von Ficker an Franz Glück vom 17. April 1938, FIBA, Teilnachlass Franz Glück, Sign.: 217-1-13-5. – Die Korrespondenz Fickers mit Glück ist von einer engen persönlichen gegenseitigen Wertschätzung geprägt, die sich später zu einer Familienfreundschaft entwickelt. Gefestigt wurde das Band durch die beidseitige Karl Kraus-Verehrung und die Umsetzung der Herausgabe der Schriften von Adolf Loos 1931 bis 1932 im Brenner-Verlag. Die Beziehung blieb auch nach 1938 bestehen, als Glück nur überleben konnte, indem er als »U-Boot« an seiner Arbeitsstelle im Schroll Verlag in Wien praktisch untertauchte (vgl. Adolf Loos: Sämtliche Schriften in zwei Bänden. Hg. von Heinrich Kulka und Franz Glück. Innsbruck: Brenner-Verlag 1931 f. sowie zur Biografie Franz Glücks https://www.geschichtewiki.wien.gv.at/index.php?title=Franz_Gl%C3%BCck&oldid=906860 (Stand: 25.12.2023).
- 28 Vgl. Jahresliste 1940 des schädlichen und unerwünschten Schrifttums. Leipzig: Ernst Hedrich Nachf. 1940, S. 20.

»Was tun? Ich weiss es noch nicht«

Beispielhafte Krisenkommunikation in Korrespondenzen des Literarischen Colloquiums Berlin

NICOLE FISCHER

Am Sandwerder 5 in Berlin, in einer Gründerzeitvilla am Wannsee, befindet sich heute das Literarische Colloquium Berlin (LCB). Hinter diesem Namen verbirgt sich ein gemeinnütziger Verein, der sich die Förderung der Literatur in all ihren Facetten auf die Fahnen geschrieben hat. Während das LCB heute mit einem vielfältigen Programm – von Autor*innenlesungen, über Filmvorführungen bis hin zu Autor*innenwerkstätten und der Unterstützung von Übersetzer*innen – ein breites Publikum anspricht, wurde es Anfang der 1960er-Jahre zunächst als Autor*innenschmiede gegründet.

Der erfolgreiche Netzwerker Walter Höllerer (1922–2003) hatte sich mit dem literarischen Übersetzer Walter Hasenclever (1910–1992) zusammengefunden, um diese »Akademie für schöpferisches Schrifttum«¹ im Jahr 1963 aus der Taufe zu heben. Von besonderer Bedeutung war hierbei die familiäre Verbindung Hasenclevers zu dem US-amerikanischen Journalisten und Diplomaten Shepard Stone (1908–1990), der von 1954 bis 1968 bei der Ford Foundation als Direktor der Abteilung für internationale Angelegenheit fungierte.² Dieser Kontakt dürfte erleichtert haben, dass es Höllerer gemeinsam mit Hasenclever gelang, die Stiftung als Geldgeberin für die Gründung eines Vereins zur Förderung junger Autor*innen zu gewinnen. In der Einladung zur ersten Veranstaltung des LCB wurde das Vorhaben als »eine durch die Mittel der Ford Foundation ins Leben gerufene und von Professor Walter Höllerer geleitete Organisation, die der Unterweisung und Förderung des schöpferischen Schreibens dienen soll«, beschrieben.³ Höllerer fungierte fortan als Geschäftsführer, Hasenclever wurde erster Programmdirektor.

DIE KOMMUNIKATION IM LCB IN DEN 1960ER-JAHREN

Das Archiv des LCB im Zeitraum 1963 bis 2013 besteht aus etwa 800 Aktenordnern (Abb. 1). Ein großer Teil beinhaltet Briefe, die die Vorgänge und



Abb. 1: Teilansicht des in rund 800 Aktenordnern überlieferten Archivs des Literarischen Colloquiums Berlin. Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg.

Arbeitsprozesse im LCB dokumentieren und einen guten Einblick in den Ablauf der Kommunikation geben.⁴ Telefon und Brief waren in den 1960er-Jahren die Hauptkommunikationsmittel, Telegramme wurden in dringlichen Angelegenheiten vor allem aus Übersee übermittelt. Aus Aktennotizen kann man schließen, dass das Telefon vor allem in zwei Fällen verwendet wurde: zum einen, wenn es um Unaufschiebbares ging, zum anderen, wenn zu bestimmten Sachverhalten keine schriftliche Spur zurückbleiben sollte.

Allein die Geschäftskorrespondenz Walter Hasenclevers zeigt »Verhandlungspraktiken« und Verfahren der »Vertrauensgenerierung« auf und veranschaulicht die individuelle »Wahrnehmung des [...] Zeitgeschehens« und ist somit als »multifunktional« einzuordnen.⁵ Darüber hinaus sind Hasenclevers Briefe als Medien der schriftlichen Kommunikation jeweils ganz unterschiedlich zwischen den beiden Polen der konzeptionellen Mündlichkeit und der konzeptionellen Schrift-

lichkeit zu verorten. Beide Formen sind nicht an ein bestimmtes Kommunikationsmedium gebunden: Die konzeptionelle Mündlichkeit – auch ›Sprache der Nähe‹ genannt – beschreibt eine Ausdrucksweise, bei der sich sowohl die Wortwahl als auch die Satzstruktur spontan, ungezwungen und oft auch unreflektiert zwischen zwei persönlich vertrauten Kommunikationspartner*innen ergeben. Im Gegensatz dazu wird die konzeptionelle Schriftlichkeit (auch ›Sprache der Distanz‹) durch einen hohen Grad an Formalisierung geprägt, wie er oft zwischen Kommunikationspartner*innen herrscht, die sich nicht kennen oder die keine freundschaftliche Beziehung verbindet.⁶ Eine darauf fokussierte Analyse ist besonders im Falle von Briefwechseln interessant, in denen Krisensituationen eine Rolle spielen.

In dem nachfolgend analysierten schriftlichen Austausch Walter Hasenclevers mit Peter Härtling (1933–2017) und Daniel Lustig (geb. 1940) werden jeweils Angelegenheiten besprochen, die die erste Veranstaltung des LCB im Jahr 1963 unter dem Titel »Prosaschreiben« betreffen. In der Einladung wird die Agenda dieses ersten Colloquiums folgendermaßen beschrieben (Abb. 2):

Wir wollen nun, im Gegensatz zu den amerikanischen Colleges, keinen Anfängerkurs zur Erlernung der literarischen Grundregeln durchführen. Wir denken mehr an eine Arbeitsgemeinschaft bestehend aus einigen bereits mehrmals veröffentlichten Schriftstellern auf der einen Seite und einer Gruppe von jüngeren Leuten, die bereits Proben ihres schriftstellerischen Wollens und Könnens geliefert haben, aber von einem solchen praktischen Colloquium vielleicht Freude und Nutzen gewinnen. Wir stellen uns den Verlauf im einzelnen folgendermaßen vor: Jede Woche steht unter der Leitung eines Schriftstellers, der seine Auffassung von den wesentlichen Elementen eines Prosastückes entwickelt und als Aufgabe Motive oder Situationen darstellt, um sie durch die Teilnehmer literarisch gestalten und ausführen zu lassen. Über die einzelnen Arbeiten soll dann diskutiert werden. Die meisten leitenden Schriftsteller wollen selbst über das von ihnen gestellte Thema schreiben, um auch auf diese Weise ihre Auffassung zur Geltung zu bringen.⁷

Zu diesem Vorhaben trafen sich im Mai 1964 in den Räumlichkeiten des LCB in Berlin schließlich 16 junge Autor*innen – Peter Bichsel, Nicolas Born, Hans Christoph Buch, Martin Doehlemann, Hubert Fichte, Elfriede Gerstl, Peter Heyer, Jan Huber, Daniel Lustig, Joachim Neugröschel, Hermann Peter Piwitt,

Sehr geehrter Herr,

Vielleicht ist Ihnen in den letzten Wochen oder Monaten der Name 'Literarisches Colloquium Berlin' schon einmal zum Bewußtsein gekommen, denn er hat in etwas vagem Zusammenhang sowohl Presse wie Rundfunk heimgesucht. Es handelt sich dabei um eine durch die Mittel der Ford Foundation ins Leben gerufene und von Professor Walter Höllerer geleitete Organisation, die der Unterweisung und Förderung des schöpferischen Schreibens dienen soll.

Es ist fast eine Selbstständigkeit, daß ein junger Mensch, der Komponist oder Dirigent werden will, eine Hochschule für Musik besucht, ein junger Maler eine Hochschule für Bildende Kunst. Nur bei der Literatur überläßt man es dem 'Genie' des Adepten, sich selber seine Werkzeuge und seine Sprache zu schaffen, ohne ihm mehr als einen sehr flüchtigen Rat oder Beistand zu gewähren.

In den Vereinigten Staaten haben sich schon seit vielen Jahren an fast allen Colleges Klassen 'for creative writing' aufgetan, an denen die meisten namhaften Schriftsteller außerordentlich intensive Kurse zur Erlernung des Schreibens und zur Erforschung der einzelnen Literaturgattungen abhalten. Das Renommierstück dieser Unterweisung ist Tennessee Williams, ~~xxx~~ aber der überwiegende Teil aller jungen amerikanischen Schriftsteller hat seine ersten schriftstellerischen Versuche in derartigen Kursen gemacht.

Wir haben daher der Ford Foundation den Vorschlag gemacht, als ein Projekt ihres großzügigen Berlin-Programms die Gründung einer Akademie für schöpferisches Schrifttum zu finanzieren, und fanden ein sehr bereitwilliges Gehör. Wir werden daher schon in diesem Winter ein Colloquium durchführen, dessen Gegenstand die Prosa sein soll.

Wir wollen nun, im Gegensatz zu den amerikanischen Colleges, keinen Anfängerkurs zur Erlernung der literarischen Grundregeln durchführen. Wir denken mehr an eine Arbeitsgemeinschaft bestehend aus ~~einigen~~ ^{einigen} bereits ~~mehrfach~~ ^{mehrfach} veröffentlichten Schriftstellern auf der einen Seite und einer Gruppe von jüngeren Leuten, die bereits Proben ihres schriftstellerischen Wollens und Könnens geliefert haben, aber von einem solchen praktischen Colloquium vielleicht Freude und Nutzen gewinnen.

Wir stellen uns den Verlauf im einzelnen ~~xxx~~ folgendermaßen vor: Jede Woche steht unter der Leitung eines Schriftstellers, der

Abb. 2: Erste Seite des Entwurfs der Einladung zum ersten Literarischen Colloquium »Prosaschreiben« 1963/1964. ALCB, Sign.: 05LC/AA/1,14.

Wolf D. Rogosky, Corinna Schnabel, Wolf Simeret, Klaus Stiller und Ror Wolf –, um unter der Anleitung der vier Mentoren Walter Höllerer, Günter Grass, Hans Werner Richter und Peter Weiss theoretische sowie praktische Probleme der zeitgenössischen Dichtkunst zu erörtern und zu erproben (Abb. 3). Als fruchtbares Ergebnis dieses ersten Colloquiums entstanden die Dokumentation »Prosaschreiben« sowie der Roman »Das Gästehaus«, den die Teilnehmer*innen und Mentoren der Autor*innenwerkstatt gemeinsam erarbeiteten.⁸

KRISENKOMMUNIKATION MIT PETER HÄRTLING UND DANIEL LUSTIG

Im Vorfeld dieser ersten Veranstaltung 1964 war auch Peter Härtling als erfahrener und renommierter Schriftsteller in der Rolle eines Mentors vorgesehen. Er hatte bereits mehrere Gedichtbände – »poeme und songs« (1953), »Yamins Stationen« (1955), »in zeilen zuhaus« (1957), »Unter den Brunnen« (1958), »Spielgeist Spiegelgeist« (1962) – und den Roman »Im Schein des Kometen. Die Geschichte einer Opposition« (1959) veröffentlicht und bei zahlreichen Zeitschriften in unterschiedlichen Positionen mitgearbeitet. Walter Hasenclevers Einladung hatte Härtling zunächst auch angenommen; aufgrund einer persönlichen Schaffens- und Sinnkrise, die auf eine erfolgreiche Abgabe eines Manuskripts folgte, kam es dann allerdings doch zu einer Absage. Ein genauerer Blick auf den Brief, der die bedauerliche Mitteilung enthält, zeigt, wie sich dieser im Spannungsfeld zwischen konzeptionell mündlicher und konzeptionell schriftlicher Sprache bewegt.

Im schriftlichen Austausch ist bereits die Anrede ein erstes paradigmatisches Beispiel dafür, wie sich Äußerungsformen mischen. »Lieber Herr Härtling« und »Lieber Herr dr. [sic!] Hasenclever«⁹ implizieren eine bestimmte Vertrautheit der zwei Parteien (Abb. 4). Während der erste Teil der Anrede eher informell angelegt ist, ist der zweite Teil mit der förmlichen Variante »Herr + Nachname (mit Titel)« eindeutig konzeptionell schriftlich verfasst. Allein diese Anreden also charakterisieren die Beziehung zwischen Hasenclever und Härtling eindrücklich: Durch frühere Korrespondenz oder gar persönliche Treffen miteinander bekannt, wahren die beiden eine professionelle Distanz, die gegenseitigen Respekt und Achtung zum Ausdruck bringt.

Diese Mischung setzt sich im Brief fort, als Härtling explizit seinen Krisenzustand zur Sprache bringt. Während das durchgehend verwendete förmliche



*Abb. 3: Teilnehmer*innen des ersten Literarischen Colloquiums »Prosaschreiben« 1964.
Foto: © Renate von Mangoldt, Berlin.*

»Sie«, die raumzeitliche Trennung der Kommunikationspartner und die hohe Reflektiertheit eindeutige Kennzeichen einer Sprache der Distanz sind, die sich in der nahezu poetisch angelegten Sprache des Briefes niederschlagen, sind die Expressivität, Affektivität, der Ausschluss der Öffentlichkeit sowie überhaupt die Schilderung der persönlichen Ausnahmesituation als Mittel der Vertrauensbildung Ausdruck einer Sprache der Nähe. Ein konkretes Beispiel dafür ist die Reihung »Zustand der Müdigkeit, Lustlosigkeit, Leere«, die Härtling verwendet, um seine krisenhaften Gefühle zu beschreiben. Die aufgezählten Emotionen sind durchweg negative, und Härtling fordert Hasenclever durch seine klare und offene Benennung zur empathischen Anteilnahme auf. Nachfolgend betont er, dass er sich noch immer im Zustand der Ratlosigkeit befinde und seine Krise wohl auf unbestimmte Zeit anhalten werde: »Ein Wirbel von Möglichkeiten, von Veränderungen. Was tun? Ich weiss es noch nicht.« Härtling gewährt Hasenclever also durch seine unverblünte Darstellung intime Einblicke in sein inneres Ge-

Peter Härtling
1 Berlin 45
Goethestrasse 31

05LC/AA/3,39

24.2.1964

Lieber Herr dr. Hasenclever,

dieser Brief wird Sie, vermute ich, in Wut versetzen, und mit Recht – doch ich kann nicht anders: Ich bitte Sie herzlich, mich von meiner Aufgabe am Colloquium zu dispensieren. Warum kommt der Bursche so spät mit seiner Absage, werden Sie fragen; das hat seine Gründe, und einige will ich Ihnen sagen.

Ich hatte, als ich Ihnen zusagte, nicht geahnt, was dieser Februar mir an Unruhe alles bringen würde. Ich war mit meinem Roman beschäftigt, vermied es, mich ablenken zu lassen, und ich bin mit dem Manuskript vor einigen Tagen fertig geworden. Seither befinde ich mich in einem Zustand der Müdigkeit, Lustlosigkeit, Leere. Dahinein brachen plötzlich einige Anfragen, Anträge, die meinen Berufsweg betreffen und die zu erwägen in meiner psychischen Situation ich ausserstande war. Ein Wirbel von Möglichkeiten, von Veränderungen. Was tun? Ich weiss es noch nicht. Doch ich weiss, dass ich nicht fähig wäre, im Colloquium bei der Sache zu sein. Zudem müsste ich meine Arbeit wahrscheinlich mehrfach unterbrechen, da ich aus all den Gründen einige Male verreisen muss.

Ich habe Herrn Dr. Jaesrich heute gesagt, dass ich Ihnen kurzfristig absagen würde. Er versteht mich. Ich kann gar nicht hoffen, dass Sie es auch tun, da ich im Moment nur in Andeutungen zu reden vermag. Später, wenn alles geklärt ist, wird sich das einfacher bereden lassen.

Ich verstehe es, wenn Sie mir zürnten. Dann streichen Sie den Härtling einfach aus Ihrer Liste und denken Sie nicht mehr an ihn. Früher habe ich manchmal gedacht, ich hätte eine Elefantenhaut; doch jetzt reihe ich mich widerspruchslos unter die Mämosen.

Bitte, sagen Sie auch Herrn Professor Höllerer mein Bedauern. Er wird mich zum Teufel wünschen.

Seien Sie herzlich gegrüsst
von Ihrem

Peter Härtling
(Peter Härtling)

Abb. 4: Brief von Peter Härtling an Walter Hasenclever vom 24. Februar 1964.
ALCB, Sign.: 05LC/AA/3,39.

fühlsleben und identifiziert sich zum Abschluss noch selbst als »Mimose«, die auf keine »Elefantenhaut« zurückgreifen könne wie in früheren Tagen.

Auch die Korrespondenz Hasenclevers mit dem israelischen Autor Daniel Lustig behandelt dessen geplante Teilnahme am Colloquium »Prosaschreiben«. Lustig, der zum Studium und zur Verbesserung seiner Deutschkenntnisse nach Berlin kam, wurde 1963 als Stipendiat des LCB nominiert und nahm zumindest teilweise am ersten Prosaworkshop teil. In Israel veröffentlichte er Gedichte und kurze Prosa.¹⁰

Wie bei Härtling thematisieren auch Lustigs Briefe an Hasenclever eine persönliche Krise. Im Januar 1964 ereilt ihn ein Schicksalsschlag, wie einem handschriftlich überlieferten Erklärungsbrief an das LCB zu entnehmen ist: »Ich mußte plötzlich nach Israel fliegen: ich bekam ein Telegramm, daß meine Freundin gefährlich erkrankt sei und im Krankenhaus läge [...]. Das ging alles so schnell, daß ich keine Zeit hatte[,] vor dem Abflug mit dem Kolloquium in Verbindung zu treten.«¹¹ Auch hier ist interessant, mit welchen Inhalten Lustig eine Vertrauensbasis aufbaut und Nähe zu seinem Korrespondenzpartner schafft.

Zunächst legt auch er Hasenclever gegenüber eine Krisensituation offen. Den Anlass dazu gibt die Erkrankung der Freundin, die zwar überstanden zu sein scheint, doch Lustig könne »sie jetzt nicht allein lassen« und befindet sich daher weiterhin in einer Zwangslage. »[E]ins [sic!] bis zwei Monate muß ich bei ihr bleiben – sie hat hier sonst niemand«, und er führt weiter aus: »Durch meine letzten Erlebnisse bin ich in großer Unsicherheit über meine Zukunft«. Wie Härtling beschwört somit auch Lustig Hasenclever durch die direkte und ehrliche Schilderung seiner Situation zur empathischen Anteilnahme. Indem er seine Gefühlswelt, die sich als Zukunftsangst manifestiert, beschreibt, ermöglicht er es dem Gegenüber, die missliche Lage, in der er sich befindet, nachzuvollziehen.

Nach diesem Einblick unterstreicht Lustig seine Verbundenheit mit dem LCB und mit Hasenclever. So heißt es im Brief vom 5. Januar 1964: »[Ich] fühle [...] mich zum Kolloquium zugehörig und ich wende mich an ihm [sic!] mit meinen Problemen wie an meine geistige Familie.«¹² In einem weiteren Schreiben von Anfang Februar des Jahres ist zu lesen: »Entschuldigen Sie[,] dass ich so freimütig meine Situation [sic!] darstelle; Sie werde[n] aber verstehen, dass mir nichts anderes übrig bleibt. Für meine Aufrichtigkeit kann nur meine Person – wie Sie sie kennen – bürgen.«¹³ Lustig wendet nicht nur Techniken der Vertrauensbildung an, sondern fordert auch höflich und nachdrücklich Hasenclevers Unterstützung ein – insbesondere, wenn er die persönliche Zusammenkunft mit Hasenclever während des ersten Teils des Colloquiums ins Spiel bringt.

DIE WIRKUNG DER SPRACHE DER NÄHE

Sämtliche Bemühungen, Hasenclevers Empathie zu aktivieren, beruhen auf der Tatsache, dass sich sowohl Härtling als auch Lustig als Krisenbetroffene dem LCB gegenüber in einer unterlegenen Machtposition befinden: Härtling will aus seiner bereits zugesagten Verpflichtung entlassen werden, und Lustig möchte zu einem späteren Zeitpunkt am Colloquium teilnehmen können. Es ist davon auszugehen, dass sowohl der erfahrene als auch der angehende Autor um den weitreichenden Einfluss Walter Höllers als Direktor des LCB im Literaturbetrieb wissen und daher bemüht sind, die Gunst dieses geschickten Netzwerkers sowie des LCB insgesamt nicht zu verspielen. Im Falle Lustigs als Stipendiaten kommt noch hinzu, dass seine Zukunft in Berlin finanziell vom Wohlwollen dieser wichtigen literarischen Institution und von Hasenclever als deren Repräsentanten abhängt.

In seinen Antwortbriefen entscheidet sich Hasenclever dafür, auf die reine Sprache der Distanz, die einer Berufskorrespondenz durchaus angemessen wäre, zu verzichten. Stattdessen reagiert er mit Verständnis und sichert Härtling und Lustig die weitere Verbundenheit zu. Statt die professionelle Verbindung in den Vordergrund zu stellen, entschließt er sich, den Fokus auf das persönliche Wohlbefinden Härtlings zu legen und betont dadurch die menschliche Verbindung zwischen ihnen beiden als Korrespondenzpartnern, die jegliche professionelle Verpflichtung übersteigt:

Natürlich hatte ich mich auf Ihre zwei Wochen bereits gefreut und bin nicht nur für mich, sondern für unsere ganze Gruppe, darüber bekümmert, daß sie nun nicht stattfinden. Aber meine Sorge gilt viel mehr Ihnen als diesen 2 nicht in vorgesehener Weise stattfindenden Wochen; ich hoffe, daß Sie bald wieder mehr Ruhe und Freudigkeit finden werden und daß Sie sich zumindest von der Absage, die Sie mir erteilen mußten, nicht quälen lassen.¹⁴

Ähnlich fällt die Antwort auf Lustigs Briefe aus. Auch hier zeigt sich Hasenclever empathisch und thematisiert vor jeglichen professionellen Belangen das Wohlbefinden der erkrankten Freundin, indem er gleich zu Beginn schreibt: »So sehr mich die Nachricht, daß Ihre Freundin erkrankt ist, zunächst beunruhigt hat, so froh bin ich, daß nun alles doch eine ganz hoffnungsvolle Wendung genommen hat und Ihre Freundin das Schlimmste überstanden hat.«¹⁵

Abgesehen von seinem Verständnis für Lustigs Situation nimmt Hasenclever einen weiteren Faden aus dessen Brief auf und versichert ihm seine Zugehörigkeit zum LCB auch über das anstehende Colloquium hinaus: »Vor allem würde es mich freuen, wenn Sie sich uns nicht nur für diese Winterperiode, sondern für alle Zeiten, in denen das Colloquium besteht, verbunden fühlen würden.«

Die empathischen, entgegenkommenden und verständnisvollen Reaktionen veranschaulichen, dass Höllerer und Hasenclever vor allem auf persönliche Kontakte setzten, um das LCB als literarische Institution zu etablieren. Besonders zum Zeitpunkt der Abhaltung des ersten Colloquiums unter dem Titel »Prosa-schreiben« unmittelbar nach der Gründung des Vereins konnte diese nicht auf einen renommierten Namen setzen, der angesehene Mentor*innen und ausreichend Stipendiat*innen anziehen würde. Stattdessen mussten sowohl Höllerer als Geschäftsführer als auch Hasenclever als Programmdirektor in mühsamer Arbeit ein Netzwerk aufbauen und den Ruf des LCB im Literaturbetrieb erst erarbeiten.

Die Korrespondenzen mit Härtling und Lustig zeigen beispielhaft, wie wichtig Verständnis und Empathie für die Netzwerkarbeit des LCB vor allem in dessen Anfangszeit waren und von Hasenclever auch zielgerichtet in der Kommunikation eingesetzt wurden. Aus der von allen Beteiligten gepflegten Sprache der Nähe heraus entwickelte sich zwischen Härtling und Lustig auf der einen Seite und Hasenclever und dem LCB auf der anderen eine wertschätzende Kommunikation, die eine fortwährende positive Verbundenheit absicherte.¹⁶

ANMERKUNGEN

- 1 Entwurf zur Einladung zum ersten Literarischen Colloquium Berlin 1963/64, Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg, Archiv des Literarischen Colloquiums Berlin (im Folgenden ALCB), Sign.: o5LC/AA/1,14. – Das Archiv des LCB wurde 2016 dem Literaturarchiv, das auf Anregung Walter Höllerers 1976 in seinem Geburtsort gegründet wurde, als Dauerleihgabe überstellt, um dieses – wie zuvor bereits die Redaktionskorrespondenz der von Höllerer gegründeten Zeitschrift »Akzente« sowie seinen Vorlass – langfristig zu konservieren und für die Wissenschaft zugänglich zu machen. Auch der Nachlass Höllerers befindet sich im Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg.
- 2 Vgl. Volker Rolf Berghahn: *America and the Intellectual Cold Wars in Europe*. Shepard Stone between Philanthropy, Academy, and Diplomacy. Princeton: Princeton University Press 2001, S. 14.
- 3 Entwurf zur Einladung zum ersten Literarischen Colloquium Berlin 1963/64 (Anm. 1).

- 4 Seit Januar 2023 wird im Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg im Rahmen des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Projekts »Erschließung des Archivs des Literarischen Colloquiums Berlin im Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg« der Bestand gesichtet. Zu ersten wissenschaftlichen Projektergebnissen vgl. z. B. *Optische Literatur. Die Filmabteilung des Literarischen Colloquiums Berlin*. Hg. von Frederik Lang, Jutta Müller-Tamm. Berlin: Cinegraph Babelsberg 2023 sowie Michael Peter Hehl: *Netzwerkanalyse und Literaturwissenschaft. Grundsätzliche Überlegungen am Beispiel des Archivs des Literarischen Colloquiums Berlin*. In: *Études Germaniques* (2002), H. 4, S. 497–515.
- 5 Vgl. Gunilla Budde: *Geschichtswissenschaft*. In: *Handbuch Brief. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart*. Bd. 1: *Interdisziplinarität – Systematische Perspektiven – Briefgenres*. Hg. von Marie Isabel Matthews-Schlinzig u. a. Berlin: De Gruyter 2020, S. 61–80, hier S. 63.
- 6 *Zum Konzept der Sprache der Distanz / Konzeptionellen Schriftlichkeit und der Sprache der Nähe / Konzeptionellen Mündlichkeit* vgl. Peter Koch, Wolf Oesterreicher: *Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte*. In: *Romanistisches Jahrbuch* (1985), Bd. 36, S. 15–43.
- 7 Entwurf für die Einladung zum ersten Literarischen Colloquium Berlin 1963/64 (Anm. 1).
- 8 Vgl. *Prosaschreiben. Eine Dokumentation des Literarischen Colloquiums Berlin*. Hg. von Walter Hasenclever. Berlin: LCB 1964 und Peter Bichsel u. a.: *Das Gästehaus*. Berlin: LCB 1965.
- 9 Hier und im Folgenden Brief von Peter Härtling an Walter Hasenclever vom 24. Februar 1964, ALCB, Sign.: 05LC/AA/3,39.
- 10 Vgl. *Prosaschreiben* (Anm. 8), S. 266. – Außer dieser Kurzbiografie konnten bislang keine weiteren Informationen zu Daniel Lustig ausfindig gemacht werden.
- 11 Hier und im Folgenden Brief von Daniel Lustig an Walter Hasenclever vom 5. Januar 1964, ALCB, Sign.: 05LC/AA/4,18.
- 12 Ebd.
- 13 Brief von Daniel Lustig an Walter Hasenclever vom 2. Februar 1964, ALCB, Sign.: 05LC/AA/4,20.
- 14 Brief von Walter Hasenclever an Peter Härtling vom 26. Februar 1964, ALCB, Sign.: 05LC/AA/3,40.
- 15 Hier und im Folgenden Brief von Walter Hasenclever an Daniel Lustig vom 9. Januar 1964, ALCB, Sign.: 05LC/AA/4,19.
- 16 Über den exemplarisch untersuchten Briefwechsel hinaus bietet sich das Archiv des LCB für weitere Untersuchungen an, die sich der Krisenkommunikation widmen. Interessant erscheinen vor allem Krisen und die darüber geführte Kommunikation auf institutioneller Ebene, wie zum Beispiel in den 1980er-Jahren, als das LCB in existenzbedrohende finanzielle Schwierigkeiten geriet.

»solltet ihr einen gegen-verein gründen,
so will ich darin nicht mitglied werden«

Oswald Wiener und Ernst Jandl im Konflikt
um die Gründung der Grazer Autorenversammlung

ROLAND INNERHOFER

Der internationale PEN-Club sei »ein alibi-verein von journalisten, denen es an persönlichem mut gebricht«, die Mitglieder der österreichischen Landesorganisation seien »militant, meistens aber, dem österreichischen charakter entsprechend, schleicherisch«.¹ Diese und weitere Herabwürdigungen des österreichischen Literaturbetriebs hält Oswald Wiener (1935–2021) in seinem Brief an Ernst Jandl (1925–2000) vom 27. Januar 1973 im Kontext des Konflikts zwischen dem österreichischen PEN-Club und einer neuen Vereinigung von Autor*innen aus dem Umkreis der Wiener Gruppe, der Wiener Aktionisten, des Forum Stadtpark und politisch engagierter Beiträger*innen aus dem »Neuen Forum« fest (Abb. 1). Die Künstler*innen sahen sich in einem Club, dessen Mitglieder sich mehrheitlich an den Konventionen der klassisch-realistischen Tradition orientierten, nicht angemessen vertreten. Als 1972 der Präsident des österreichischen PEN, Alexander Lernet-Holenia, aus Protest gegen die Nobelpreisverleihung an Heinrich Böll, den damaligen Präsidenten des internationalen PEN, zurücktrat, ließ Ernst Jandl beim Steirischen Herbst als Zeichen des Gegenprotests eine »erklärung« zirkulieren, die von achtzehn Autor*innen unterschrieben wurde.² Wiener war nicht zugegen, unterschrieb das Dokument aber nachträglich.

Ernst Jandls Aktion war die Initialzündung für die Gründung einer Autor*innenvereinigung, die zunächst die Anerkennung als zweites autonomes österreichisches PEN-Zentrum anstrebte. Das Scheitern dieses Zieles ging 1973 mit der erfolgreichen Etablierung des Vereins Grazer Autorenversammlung (GAV; seit 2007 Grazer Autorinnen Autorenversammlung) einher.

Der PEN-GAV-Konflikt, aber auch die Vielfalt und die Inhomogenität der künstlerischen Positionen innerhalb der GAV sind gut dokumentiert.³ Die Divergenzen führten schon früh zu einer Reihe von Austritten aus dem Verein, darunter auch zu dem von Oswald Wiener am 17. Juli 1974.⁴ Daher kann sein Brief vom 27. Januar 1973 an Ernst Jandl als dem Spiritus Rector der GAV als

von Oswald Wiener
1 Berlin 37
Beerenstrasse 48

27.1.1973

lieber Ernst -

ich werde nicht zu eurer besprechung nach Graz kommen. deshalb schreibe ich dir, wie ich zu eurem unternehmen stehe und welche aspekte mir dabei besonders wichtig vorkommen.

wie du weisst, fühle ich mich nicht als Österreicher. der österreichische PEN-CLUB sollte mir allein deswegen schon völlig gleichgültig sein; es kommt aber noch dazu, dass der internationale PEN-CLUB selbst in meinen augen ohne daseinsberechtigung ist: ein alibi-verein von Journalisten, denen es an persönlichem mut gebricht, ein klub von wichtigtuern, die von sicherer warte aus die katastrophen anderer, besserer, mit resolutionen begleiten. trotz dieses meines standpunkts muss ich euch recht geben, wenn ihr gegen den österreichischen PEN-CLUB auftrittet. ich weiss, dass seine mitglieder militant, meistens aber, dem österreichischen charakter entsprechend, schleicherisch, alles abzuwürgen versucht haben und versuchen, was mir in der literatur in Österreich bemerkenswert erschienen ist und erscheint. ihr werdet viele vorschläge diskutieren und über euer gemeinsames vorgehen beraten. erlaube, dass ich euch ganz besonders auf zwei punkte hinweise. erstens schadet euch der österreichische PEN-CLUB, wie ich es sehe, hauptsächlich durch sein monopol auf die kulturberichterstattung aus Österreich (und da vor allem in den deutschen zeitung, zeitschriften, rundfunkanstalten etc.). wenn ich hier etwas über österreichische kultur lese, ist es stets von einem mitglied des österreichischen PEN-CLUBS verfasst. man berichtet über oper und burgtheater, über alles, was im österreichischen kunstschaffen konformistisch ist, und sehr häufig über die arbeit der PEN-CLUB-kollegen (welche sich dann in einer anderen zeitung revanchieren). ich habe bereits mehrere briefe an deutsche feuilleton-chefs geschrieben, in denen ich den unglaublichen stil und den schwachsinnigen inhalt dieser berichte aus Österreich kritisiert habe. ihr müsst, als zeichen eurer solidarität, unbedingt versuchen, die kulturgreise aus den deutschen feulletons zu drängen; schreibt an deutsche zeitung, übt scharfe kritik, bietet euch an, besseres zu leisten. ich bin selbstverständlich bereit, euch dabei zu helfen, wo ich kann. wenn es euch gelingt, als regelmässige kultur-korrespondenten in deutschland fuss zu fassen, dann habt ihr zweierlei erreicht: ihr habt eine wichtige quelle von verleumdungen, hass, unverständnis und missgunst verstopft; und ihr habt der k.u.k. rezension etwas geld weggenommen - das ist das einzige, was ihnen wirklich weh tut. zweitens: ihr müsst unbedingt möglichst viel über die quellen der finanzierung des PEN-CLUB erfahren. verlangt offenlegung der buchhaltung, damit klar werde, wer hier subventioniert, und was mit den subventionen geschieht. wäre ich noch in Österreich, so würde ich sogar noch einen weiteren schritt versuchen: ich nähme mir einzelne exemplarische fälle vor, und würde in zusammenarbeit mit interessierten kollegen versuchen, leistung und einkünfte irgend so eines schreibmaschinenbesitzers zu analysieren. solltet ihr einen gegen-verein gründen, so will ich darin nicht mitglied werden - die chance ist gross, dass solch eine unternehmung am gezänk der brotlosen schnell zugrundegeht. bei einer blosslegung der bisherigen österreichischen kulturpolitik, ihrer ursachen und folgen, ihrer träger und der leidtragenden will ich euch aber gerne helfen.

herzliche grüsse! dein OSWALD

p.s.: bitte apkeite nicht an der kronenzeitung mit!

symptomatisch angesehen werden – und als ein Dokument, in dem sich Bruchlinien manifestieren:

Wiener schreibt aus Berlin, wohin er 1969 gezogen war, da ihm in Österreich nach seinem Auftritt bei der Veranstaltung »Kunst und Revolution« 1968 im Neuen Institutsgebäude der Universität Wien ein Verfahren wegen Gotteslästerung drohte. Gleichwohl nahm er an der zweiten Autorenversammlung in Graz am 24. und 25. März 1973 teil,⁵ bei der die Gründung des Vereins beschlossen wurde. Ebenso war er im September 1973 bei der Klausurtagung der GAV in Retz Hof zum Thema »Die Situation des österreichischen Schriftstellers: Analyse der österreichischen Kulturpolitik und Vorschläge zu deren Veränderung« anwesend.⁶

Trotz dieser Teilnahmen ist die Distanz, die Wiener zu Jandls organisatorischem Unternehmen wahrte, nicht nur geographisch bedingt. Wenn Jandl in seiner »erklärung« den österreichischen PEN-Club als »ein getümmel von – bestenfalls – regionalgrößen« und als »eine schande für österreich« bezeichnet, so reklamiert er damit implizit für sich und seine Mitstreiter*innen ein internationales Renommee, das Österreich zur Ehre gereichen soll.⁷ Während sich also Jandl ostentativ als repräsentativer österreichischer Autor zu behaupten sucht, deklariert sich Wiener von Anfang an dezidiert als Nicht-Österreicher: »wie du weisst, fühle ich mich nicht als österreichischer. der österreichische PEN-CLUB sollte mir allein deswegen schon völlig gleichgültig sein«. Da der internationale PEN für ihn ebenso »ohne daseinsberechtigung« sei, steht er auch Jandls Ziel einer Anerkennung durch die Dachorganisation gleichgültig gegenüber.

In seinem elitären Habitus adressiert Oswald Wiener Ernst Jandl als ebenbürtigen Freund, doch weigert er sich, Teil der Gruppe zu sein, die Jandl um sich geschart hat und die Wiener mit »ihr« anspricht. Diesem »ihr« steht das »ich« eines Einzelnen gegenüber, der zwar seine Hilfe anbietet, sich aber von jeder Form der Organisation ausschließt. Was diesen Einzelnen mit Jandl als Repräsentanten einer organisierten literarischen Opposition verbindet, ist der gemeinsame Feind: der österreichische PEN-Club. Wiener verschiebt den Fokus in

Abb. 1: Kritische Worte von Oswald Wiener an Ernst Jandl zur Gründung der Grazer Autorenversammlung. Brief von Oswald Wiener an Ernst Jandl vom 27. Januar 1973, Archiv Ernst Jandl: GAV, PEN, Archiv des Literaturhauses Wien, Sign.: NI.A-2.

diesem Zusammenhang vom österreichischen Machtmonopol des PEN auf seine Hegemonie in der literarischen Kulturberichterstattung aus Österreich in den bundesdeutschen Medien.

Konfliktpotential für die Freundschaft zwischen zwei ungleichen Persönlichkeiten und Temperamenten wie die Jandls und Wieners entsteht dann, wenn die Kompaktheit der Feindesfront brüchig wird. So verteidigt Jandl in einem Brief an Wiener vom 4. April 1973 – im Nachklang der zweiten Autorenversammlung in Graz – Wolfgang Kraus, den Leiter der Österreichischen Gesellschaft für Literatur und PEN-Mitglied, gegen Anfeindungen, weil er selbst und Friederike Mayröcker ihm Stipendien des Deutschen Akademischen Austauschdienstes verdankten.⁸ Wiener erläutert seine Position umgehend im Brief vom 6. April 1973: Kraus bezeichnet er als Opportunisten, der »das Mindere und Epigonale« nur deshalb fördere, »weil es eben in der erdrückenden Mehrheit ist«.⁹

Die hier sichtbar werdende Differenz könnte der Schlüssel für Wieners handschriftliches Postskriptum im Brief vom 27. Januar 1973 sein: »bitte arbeite nicht an der kronenzeitung mit!« Über den Anlass lassen sich nur Vermutungen anstellen, denn Jandls Werke wurden in der »Kronen Zeitung« zwar gelegentlich rezensiert, von eigenen Beiträgen für das Boulevardmedium ist aber nichts bekannt.¹⁰ Wieners Befürchtung mag auf einer durchaus realistischen Einschätzung von Jandls organisatorischem Talent und Begehren beruhen. Dieses Talent befähigte ihn, nicht nur innerhalb der eigenen Gruppierung strategische Allianzen mit unterschiedlichen Personen, Positionen und Institutionen einzugehen, um die angestrebte Selbstetablierung im Literaturbetrieb zu erreichen. Wiener nimmt eine kompromisslosere Haltung ein. Seine fundamentale Kritik am herkömmlichen Literaturbetrieb ist mit einem individualistischen Standpunkt verknüpft, wonach »die Veränderung der Verhältnisse einzig durch ein Auswechseln der sie bestimmenden Persönlichkeiten erreicht werden kann«.¹¹

ANMERKUNGEN

- 1 Brief von Oswald Wiener an Ernst Jandl vom 27. Januar 1973, Archiv Ernst Jandl: GAV, PEN, Archiv des Literaturhauses Wien, Sign.: N1.A-2.
- 2 Die »erklärung« und die Unterschriften sind als Faksimile abgebildet in Roland Innerhofer: *Avantgarde als Institution? Am Beispiel der »Grazer Autorenversammlung«*. In: *Schluß mit dem Abendland! Der lange Atem der österreichischen Avantgarde*. Hg. von Thomas Eder, Klaus Kastberger. Wien: Zsolnay 2000 (= Profile 5), S. 81–96, hier S. 83 und 85. Die Originaldokumente befinden sich im Archiv Ernst Jandl: GAV, PEN (Anm. 1).
- 3 Vgl. Roland Innerhofer: *Die Grazer Autorenversammlung (1973–1983). Zur Organisation einer »Avantgarde«*. Wien, Köln, Graz: Böhlau 1985, S. 9–65.
- 4 Die Austrittserklärung ist abgedruckt in Innerhofer: *Avantgarde als Institution?* (Anm. 2), S. 91.
- 5 An der ersten Versammlung, die am 24. und 25. Februar 1973 in Graz stattfand, nahm Wiener, wie er im Brief angekündigt hatte, nicht teil.
- 6 Vgl. Innerhofer: *Die Grazer Autorenversammlung* (Anm. 3), S. 55.
- 7 Zit. nach Innerhofer (Anm. 2), S. 83.
- 8 Brief (Durchschlag) von Ernst Jandl an Oswald Wiener vom 4. April 1973, Archiv Ernst Jandl: GAV, PEN (Anm. 1).
- 9 Brief von Oswald Wiener an Ernst Jandl vom 6. April 1973, Archiv Ernst Jandl: GAV, PEN (Anm. 1).
- 10 Jandl war allerdings Mitglied der SPÖ, für deren rechten Flügel die populistische »Kronen Zeitung« immer wieder Sympathien bekundete.
- 11 Brief von Oswald Wiener an Ernst Jandl vom 6. April 1973 (Anm. 8).

